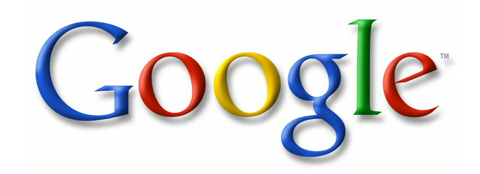



27222
147


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV · ANG
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE

LXIX. Neujahrsblatt

zum Besten des

Waisenhauses

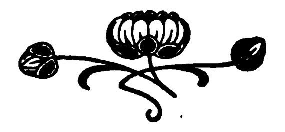
in Zürich

für

1906

Über russische Volkslieder.

Von Theodor Vetter.



Kommissionsverlag Fäsi & Beer in Zürich
Buchdruckerei Berichthaus (vorm. Ulrich & Co.)



Neujahrsblätter
zum Besten des Waisenhauses in Zürich
von einer Gesellschaft herausgegeben seit 1838.

(Nr. 1 von 1838 ist als Fortsetzung der Neujahrsblätter von der Chorherrenstube Nr. LX.

I.	1838.	(K. W. Fäsi: 1793—1852)	J. H. Bremi, Professor der Philologie, † 1837.
II.	1839.	(J. K. Rahn: 1802—1881)	J. U. Irminger, Kantonsapotheker, † 1838.
III.	1840.	(J. Horner: 1804—1886)	Agnes Tommann, Stipendienstifterin, † 1607.
IV.	1841.	(H. Fries: 1797—1855)	J. G. Finsler, Dekan zu Wangen, † 1838.
V.	1842.	(J. C. Bluntschli: 1808—1881)	J. Zeller, Pfarrer zu Stäfa, † 1839.
VI.	1843.	(J. H. Zimmermann: 1804—1873)	S. Pestalozzi, Kaufmann, † 1840.
VII.	1844.	(H. Locher: 1797—1873)	J. C. Horner, „Hofrath", Mathematiker, † 1834.
VIII.	1845.	(F. von Orelli: 1799—1871)	J. J. Heß, Antistes, † 1828.
IX.	1846.	(A. S. Vögelin: 1804—1880)	F. L. Hafner, Theologe und Lehrer, † 1833.
X.	1847.	(H. Meyer: 1802—1871)	J. H. Pestalozzi, Pädagog, † 1827.
XI.	1848.	(J. C. Locher: 1801—1876)	J. G. Geßner, Antistes, † 1843.
XII.	1849.	(J. J. Hottinger: 1783—1860)	J. Meyer, Professor der Geschichte, † 1840.
XIII.	1850.	(A. S. Vögelin)	S. Vögelin, Pfarrer am Waisenhaus, † 1849.
XIV.	1851.	(J. U. Fäsi: 1796—1865)	J. H. Nüscheler, Publicist, † 1831.
XV.	1852.	(K. Lavater: 1804—1857)	D. Lavater, Arzt und Rathsherr, † 1826.
XVI.	1853.	(J. Pestalozzi: 1793—1876)	H. J. Pestalozzi, Rathsherr, † 1831.
XVII.	1854.	(J. Horner)	L. Horner, Naturforscher, † 1838.
XVIII.	1855.	(G. von Wyß: 1816—1893)	Josias Simler, Polyhistor, † 1576.
XIX.	1856.	(H. Grob: 1812—1889)	J. C. Wolf, Pfarrer zu Oberglatt, † 1852.
XX.	1857.	(F. von Orelli)	K. W. Fäsi, Pfarrer am St. Peter, † 1852.
XXI.	1858.	(J. K. Rahn)	D. Rahn, Archiater, † 1848.
XXII.	1859.	(D. S. Hofmeister: 1814—1893)	A. H. Francke, † 1727.
XXIII.	1860.	(A. Schweizer: 1808—1888)	J. C. Schweizer, Professor der Theologie, † 1688.
XXIV.	1861.	(J. J. Escher: n. 1818)	J. K. Heidegger, Bürgermeister, † 1778.
XXV.	1862.	(F. S. Ott: 1813—1871)	J. J. Leu, Bürgermeister, † 1768.
XXVI.	1863.	(J. U. Fäsi)	J. J. Ochsner, Professor der Philologie, † 1849.
XXVII.	1864.	(K. Pestalozzi: 1815—1869)	J. R. Lavater, Bürgermeister, † 1557.
XXVIII.	1865.	(H. Kramer: 1806--1874)	Die reformirten Salzburger. I.
XXIX.	1866.	(derselbe)	dasselbe. II.
XXX.	1867.	(J. C. Locher)	Miß G. Hume (die Verfolgung der Presbyterianer in Schottland).
XXXI.	1868.	(A. Mousson: 1805—1890)	J. C. Escher, Techniker („von der Neumühle") † 1859.
XXXII.	1869.	(H. Meyer)	J. Stampfer, Medailleur, † 1579.
XXXIII.	1870.	(A. S. Vögelin)	J. U. Fäsi, Professor der Philologie, † 1865.

(Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.)



Blinde Sängerinnen geistlicher Lieder mit ihrer Führerin.
Aus Weissrussland.

Neujahrsblatt

auf das Jahr 1906

Zum Besten des Waisenhauses in Zürich

von einer Gesellschaft herausgegeben

Neunundsechzigstes Stück

Als Fortsetzung der Neujahrsblätter der Chorherrenstube

No. 128



Über russische Volkslieder.

Von Theodor Vetter.



Zürich
Buchdruckerei Berichthaus (vormals Ulrich & Co.)
Kommissionsverlag Fäsi & Beer in Zürich
1906

Ströme russischen Blutes sind im fernen Osten geflossen; Tausende tapferer Söhne des gewaltigen Reiches hat das Meer verschlungen; in dem furchtbaren Ringen um die Macht an der östlichsten Küste Asiens hat der Kriegsruhm Rußlands einen schweren Schlag nach dem andern erlitten; und als nach unermeßlichen Opfern an Menschenleben und Reichtum der Friede erlangt werden konnte, da brach der Vulkan in der Heimat hervor, und noch weiß zur Stunde kein Mensch, wohin der glühende Lavastrom sich ergießen, wie breit die Strecke sein wird, die er verheert. Auf den Schneefeldern der Mandschurei harren indessen die Scharen der Krieger unter Mangel und Not sehnsüchtig auf die Stunde der Heimkehr. Auf welche Seite sich heute das Mitleid stellen soll, wird es nicht lange fragen.

Anders war es zur Zeit, als der schreckliche Kampf noch wütete. Die Wenigen, bei denen Rußland als Teil Europas etwelche Sympathie genoß, wandten sich bald der aufgehenden Sonne des kleinen mongolischen Stammes zu, der durch ungeahnte Energie und Zähigkeit die ganze Menschheit in Staunen setzte. „Leicht ist folgen dem Wagen, den Fortuna führt", und der Sieger verdiente reichlich die Anerkennung der Welt. Und wie viele sind es, bei denen ursprüngliche Zuneigung zu dem nun Unterlegenen auf tieferer Kenntnis der russischen Volksseele beruhte? Wer aber einmal durch Erfahrung oder Studium bis zu dem Kerne vorgedrungen, der wird sorgfältig zwischen der rauhen Schale mit all ihren Auswüchsen und dem wertvollen Innern unterscheiden und wird nie daran zweifeln, daß aus dem jetzt verachteten Keim noch ein edles Reis hervorwachsen wird.

Trotz aller Enttäuschungen glaubt der Verfasser dieser Zeilen fest an das Gute, das russischem Wesen innewohnt; aber er hält es für verlorene Mühe, andere zu seinem Glauben bekehren zu wollen. Dagegen rechnet er auf ein Fünkchen freundlichen Mitgefühls, wenn er eine liebenswürdige Seite russischen Volkstumes zu schildern versucht. Und dazu dürfte das Neujahrsblatt zugunsten des Waisenhauses wohl ausnahmsweise dienen, obgleich ihm sonst vaterländische, einheimische Stoffe eigentümlich sind.

Vor bald dreißig Jahren riß ein gütiges Geschick mich mitten aus meinen Studien und versetzte mich nach Rußland. In der Hauptstadt Bessarabiens verbrachte ich einen glücklichen Sommer und hatte Muße genug, mich mit den Elementen der Sprache vertraut zu machen. Tägliche Ritte führten mich in die nähere und weitere Umgebung von Kischinev; ich lernte die Schönheiten der Hügelreihen an den Ufern des Byk schätzen, die Pracht einer unabsehbaren Ebene wurde mir verständlich. Unvergeßlich ist mir ein Sonntag in einem einsamen Dorfe. Mit andern war ich im Schulhause zu Gaste; denn dort wartete unser ein eigenartiger Genuß. Nach dem Morgengottesdienste pflanzten sich zwei Zigeuner vor unsern Fenstern auf; der eine spielte auf der Geige seine Weisen, der andere begleitete ihn mit einer Art Guitarre, die zwölf Saiten trug. Bursche und Mädchen kamen herbei, es begann ein Wiegen und Stampfen, das allmählich in Tanz überging, der bald lebhaft und wild einhertobte, bald feierlich und zögernd sich hinbewegte. Nur kurz dauerte die Mittagspause. Dann erklang die Fiedel von neuem und ruhte nicht, bis ungezählte Sterne vom klaren Frühherbsthimmel herniederglänzten. Von Zeit zu Zeit ein Täßchen Schnaps und am Schlusse ein Zwanzigkopekenstück war der ganze Lohn, den die unermüdlichen Musikanten empfingen. Noch angestrengter war die Arbeit der Tänzer und Tänzerinnen auf dem sandigen Boden; aber das Glück glänzte aus ihren Blicken, und mit höflichem Danke nahmen sie von der Lehrerin Abschied, die die Kosten des festlichen Tages getragen.

Ein anderer Ausflug führte mich in ein großes Feldlager am Dnjestr. Aber das Zelt eines (erst kürzlich verstorbenen) berühmten russischen Generals, dessen Gast ich war, ist mir weit weniger im Gedächtnisse geblieben als die zahlreichen Gruppen von Soldaten, die singend ihre Arbeit verrichteten oder müßig herumlagen und im Liede ihre Zufriedenheit ausdrückten. Nach unserm Empfinden freilich kaum; denn die melancholischen Mollklänge scheinen uns sonst eher die Sprache der Trauer zu sein, und nur die fröhlichen Gesichter bewiesen mir, daß ich falsch geurteilt.

An den Ufern des Schwarzen Meeres verträumte ich manche sonnige Stunde, und wieder vernahm ich beim Sinken des Tages den Gesang Heimkehrender. Auf den Märkten kleiner Städte stand ich und horchte den kunstlosen Liedern bettelnder Sänger.

Mit dem einbrechenden Winter wandte ich mich der alten Hauptstadt Rußlands zu; Moskau sollte mir für ein paar Jahre zur Heimat werden. Freundlich gewährte man mir Zutritt bei den Vorlesungen an der Universität; wohlwollende Gelehrte zeigten mir den Weg zur Erlernung der Sprache und zur Bekanntschaft mit russischer Dichtung. Was volkstümlich war, zog mich am stärksten an. An Sonntagnachmittagen schaute ich vor der Stadt den jungen Leuten zu, die sich die Hände zu einem großen Kreise gereicht hatten, bald nach rechts, bald nach links sich singend bewegten, während in ihrer Mitte ein Paar sich in mimischem Tanze bald zu grüßen, bald abzustoßen schien.

Und als ein sicheres Amt mir zuteil geworden, lernte ich einen talentvollen russischen Musiker kennen, der sich die Melodien der russischen Volkssänger aufschrieb und mich mitnahm, wenn er ein Trüppchen Fabrikarbeiter um sich versammelte, die ihm ihre schönen, vielstimmigen Weisen vortrugen.

Bevor ich den Weg nach dem heimischen Westen antrat, war mir ein mehrwöchentlicher Aufenthalt im Herzen des Reiches, auf den Gütern eines russischen Fürsten beschieden, wo ich durch glücklichen Zufall im Kreise der Familie den russischen Kirchengesang etwas kennen lernen konnte. Zu Pferde besuchten wir Dörfer und Städtchen, rasche Troiken führten uns über Land, das Leben und Treiben der Bauern blieb mir nicht ganz fremd. Auf das Gut war eine Abteilung Soldaten zur Ernte kommandiert; am Abend oder an festlichen Tagen — und es gibt Namenstage und Heilige, die gefeiert werden müssen, auch in wenigen Wochen genug — standen sie zusammen und sangen.

Eine Fülle schöner Erinnerungen taucht vor mir auf, wenn ich mich in meine russischen Wanderjahre zurückversetze, und gerne wiederhole ich mir Michail Lermontovs Verse:

Wie lieb' ich es, durch Dorf und Feld zu jagen,
Den Weg zu suchen durch das nächt'ge Dunkel,
Wo keiner Antwort gibt auf meine Fragen
Als ferner Hütten zitterndes Gefunkel.
Den Stoppelbrand der Felder seh' ich gerne,
Die weißen Birken an der Flüsse Borden,
Die Karawanenzüge aus der Ferne
Der wandernden Nomadenhorden.
Mit einer Freude, die nicht alle kennen,
Seh' ich im Herbst die korngefüllten Tennen,
Das Bauernhaus mit strohbedecktem Dache,
Geschnitzten Läden vor dem Fensterfache.
Und Sonntags gern in träumerischer Ruh'
Seh' ich dem Lärm betrunk'ner Bauern zu,
Wenn stampfend sie im Tanz die Schritte messen,
In Lust und Lärm der Woche Qual vergessen.

(Übertragen von Bodenstedt.)

Eine nicht zu verachtende Anzahl russischer Volksliedersammlungen habe ich mir in stattlichen Bänden zusammengekauft und nach Hause gebracht; aber seit einem Vierteljahrhundert warte ich vergeblich auf die Muße, die mir den Genuß der aufgespeicherten Schätze gewähren soll. Neue, vollständigere, größere Ausgaben sind seither erschienen, ein wertvolles, achtbändiges Werk hat vor drei Jahren seinen Abschluß gefunden; nach den verschiedensten Richtungen wurde geforscht und erklärt, und es bedürfte gründlicher Studien und angestrengten Fleißes, um auf diesem Gebiete Neues zu sagen.

Komme ich indessen einmal mit Gebildeten, ja mit Gelehrten auf russische Volkspoesie zu sprechen, so wundre ich mich doch, wie wenig weit die Kennt-

nisse hier reichen, und ich kann mit meinem höchst unvollkommenen Wissen allerlei erzählen, was man in jenen Kreisen noch nicht gehört. So darf ich denn hoffen, auch dem Leser eines zürcherischen Neujahrsstückes trotz meiner zurückgebliebenen und lückenhaften Studien hier gelegentlich etwas zu bieten, was ihm neu ist und ihn freut.

* * *

Was man heute in Rußland noch am ehesten singen hört, sind lyrische Lieder, die von erhörter oder zurückgewiesener und enttäuschter Liebe handeln, daneben bilden die wichtigsten Ereignisse des Lebens, die Heirat, der Tod, sehr oft den Gegenstand des Gesanges. Das erzählende Lied beschäftigt sich gerne mit Heiligengeschichten, das eigentliche Heldenlied wird nicht mehr häufig gesungen. Und doch dürfte gerade dieses den größten Wert besitzen. Eine erste Niederschrift von sechs Heldenliedern kennt man aus dem Jahre 1619; aus dem 18. Jahrhundert liegt eine Sammlung von 61 Liedern vor; erst seit dem 19. Jahrhundert und namentlich seit der Mitte desselben haben zahlreiche Forscher sich an das Werk des Sammelns und Rettens gemacht. Wie schwer es oft ist, gerade Heldenlieder zu finden, erzählt uns der Sammler Rybnikov aus dem Winter 1859/60 sehr drastisch. Er war als Beamter nach Petrozavodsk, einer kleinen Stadt am Onegasee versetzt worden und man hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß unter dem Landvolke jener Gegend viel alte Bräuche, Sagen und Lieder fortleben. Bald gelangte er in den Besitz einer kleinen Sammlung, die von einem herumziehenden Schneider stammte. Dieses Menschen habhaft zu werden, war sein Ziel, und er scheute keine Mühe und Gefahr. Bald reist er ihm Hunderte von Werst nach, um zu erfahren, daß der Gesuchte gerade in diesen Tagen in Petrozavodsk angekommen sei, bald fährt er im strengsten Winter über den gefrorenen See, bald legt er den gleichen Weg in einem gebrechlichen Boote zurück. Das war im Mai 1860. Unterwegs bricht ein Sturm los; die Schiffer müssen auf einer Insel Schutz suchen und dort übernachten. Auf der Insel ist ein Haus, wo die Schiffer der dort landenden Kähne die Nacht zuzubringen pflegen. Rybnikov zieht der schlechten Luft, die im Hause herrscht, den freien Himmel vor; draußen brennt ein Holzstoß, er setzt sich daran, kocht sich Thee, ißt etwas aus seinem Reisevorrat und legt sich schlafen.

Er hat noch nicht lange geschlafen, da wecken ihn eigentümliche Töne. „Ich hatte bis dahin viel Lieder und geistliche Gesänge gehört, aber noch niemals eine solche Weise. Lange zögerte ich aufzuwachen und auf die Worte des Sängers aufzumerken, so glücklich war ich über den mir so ungewohnten Eindruck." Endlich schlägt er die Augen auf und sieht einige Schritte vor sich einen Bauern sitzen mit grauem Haar, dichtem, weißem Bart und aufgewecktem, gutmütigem Gesichtsausdruck. Er sang, am halbverlöschten Feuer auf Baumrinden sitzend, indem er sich bald an diesen, bald an jenen Nachbar wendete, und Gelächter unterbrach

zuweilen sein Lied. Als er das Lied fertiggesungen hatte, fing er ein neues an: es war das Lied von Sadko, dem reichen Kaufmanne von Novgorod. Sofort war Rybnikov auf den Füßen, bat den Sänger zu wiederholen, was er gesungen hatte, und fing an niederzuschreiben. (Nach Wollner, Volksepik der Großrussen.)

Der Sänger hieß Leontij, befreundete sich mit Rybnikov und begleitete ihn auf dieser Reise. Durch ihn kam der Sammler auch mit dem lange gesuchten Schneider Butylka zusammen und mit andern Sängern, da ein gewisser, wenn auch vielleicht nicht beabsichtigter Zusammenhang unter diesen Leuten besteht. Nur in wenigen Dörfern findet man solche Erzähler (Skaziteli), die ihre langen Geschichten monoton vortragen. Die Melodie ist meist wertlos und wechselt je nach dem Sänger, während der Rhythmus bei einem Liede unverändert bleibt. Die Leute treiben ihre Kunst als Liebhaberei und lassen sich dafür nicht bezahlen, im Gegensatz zu den Bettlerpilgern, die sich ihren Unterhalt erwerben, indem sie auf Märkten und öffentlichen Plätzen ihre Legenden vortragen. Kein Wunder, daß der Stand im Abnehmen begriffen ist, so daß nur rasche und eifrige Tätigkeit Manches vor dem Untergange retten konnte. Glücklicherweise fanden sich dafür in Rußland tüchtige Männer.

Schon lange vor Rybnikov hatte P. W. Kirjeevskij zu sammeln begonnen und einen großen Vorrat von Liedern erzählenden Inhaltes aus allen Teilen Rußlands zusammengetragen; aber er starb über seiner Arbeit, und erst nach seinem Tode nahm sich die Gesellschaft der Freunde russischen Schrifttums des reichen Materiales an und ließ es in zehn umfangreichen Lieferungen von 1868—1874 erscheinen.

Ein begeisterter Panslavist, obgleich deutscher Herkunft und deutschen Namens, Alexander Hilferding, wandelte zwölf Jahre später auf den Spuren Rybnikovs, und es gelang ihm, während einer Ferienreise von kaum zwei Monaten in den einsamen Niederlassungen am Onega-See nicht weniger als 318 Lieder aus dem Munde der Sänger niederzuschreiben. Ergreifend schildert er uns das an Entbehrungen so reiche Leben der Bauern, das Fehlen der Bildung, die Macht des Aberglaubens; doch waren vielleicht gerade diese Erscheinungen der richtige Boden für das Gedeihen und Fortleben des Volksliedes. Auffallen muß die Treue und Gewissenhaftigkeit in der Überlieferung. Hilferding behauptet, keiner der Sänger, die er getroffen, ergänze Partien, die er etwa vergessen, durch Verse eigenen Fabrikates, entweder lasse er eben eine Lücke oder er fülle sie durch prosaische Ergänzung des Inhaltes aus.

Natürlich blieb man beim Zusammentragen der Heldenlieder nicht stehen, man wandte sich den Legenden (Bezsonov), den Totenklagen (Barsov), den geselligen und allgemeinen lyrischen Liedern zu; alle paar Jahre erschien eine neue Publikation, so daß nach und nach das ganze russische Reich nach Liedern durchforscht wurde. Von 1895 bis 1902 hat Professor A. J. Sobolevskij acht stattliche Bände herausgegeben, die mit Ausnahme der erwähnten größeren Helden-

lieder und der streng historischen Gesänge alles enthalten, was Anspruch hat, d
russischen Volksliede beigezählt zu werden.

Der Russe nennt das Heldenlied Bylina, was wir etwa als Schilderu
eines wirklichen Ereignisses erklären dürften, obgleich dieses „wirklich" nur
Sinne des Sängers oder des gutgläubigen Hörers aufzufassen ist. Der H
heißt meist Bogatyr', was ein orientalisches Wort ist und kurzweg Held bedeut
Er wird mit gewissen, immer wiederkehrenden Eigenschaften ausgestattet, wodu
etwelche Eintönigkeit in die Schilderung kommt. Das geht aber trefflich zu d
wenig bewegten, gleichmäßigen Melodie und schadet der Spannung nicht; de
die Abenteuer sind gewöhnlich so wunderbar, daß die Aufmerksamkeit des Höre
durch diese hinlänglich gefesselt wird.

Der Held ist immer „tapfer, stark, mächtig", er reitet ein „Heldenroß" u
kämpft gegen die „ungetauften, ungläubigen" Tataren; er wirft einen Heiden a
die „feuchte Mutter Erde", kniet ihm auf die „schwarze" Brust, spaltet sie ih
mit „stählernem" Messer, oder haut ihm mit „scharfem" Säbel das „frech
Haupt ab. Begrüßt er ein schönes Mädchen, so nimmt er es „bei den weiß
Händen", „bei den goldenen Fingerringen" und küßt es auf den „zuckernen
Mund. — Beim Mahle ißt er die „zuckersüßen" Speisen, schneidet den „weißen
Schwan, dazu trinkt er den „grünen" Wein aus dem „fröhlichen" Becher, d
anderthalb Pud (60 Pfund) schwer ist und anderthalb Eimer faßt. (Wollner

Ganz besonders regelmäßig kehren gewisse Zahlen wieder: die Räuber teile
den Schatz in vier Teile, das Herz des getöteten Feindes wird in vier Stüc
zerhauen, unter dem wuchtigen Schwertschlage springt der Kopf des Gegners i
vier Teile. Sechs braucht man gerne für Zeitdauer und Entfernung: sech
Stunden, sechs Tage, sechs Wochen, sechs Jahre lang muß man warten, sech
Meilen weit gehen, man stürzt sechs Klafter tief. Sieben Söhne hat der Vate
sieben Helden ziehen zum Kampfe aus, auf sieben Säulen ruht das Haus, siebe
Mal mußte man die Stadt Kiev verkaufen, um genügend Tinte und Papie
anzuschaffen, damit man die Schätze des reichen Djuk beschreiben könnte. Zwö
Krieger machen sich auf den Weg, sie treffen zwölf Mädchen, von einem herab
stürzenden Tore werden zwölf Tataren erschlagen, an einem Pferde sind zwöl
Kettchen und zwölf Zügel. Mit vierzig bezeichnet man überhaupt eine groß
Zahl: vierzig Kaiser mit 40 Kaiserssöhnen und 40 Könige mit 40 Königs
söhnen treffen zusammen, 40 Pilger, 40 Helden kommen daher, der größte Wer
sind 40 mal 40 Zobelpelze, eine der höchsten Zahlen ist 40,000.

Obgleich großrussische Heldenlieder heute fast nur noch im hohen Norde
gesungen werden, ist der Ort ihrer Handlung doch immer im Süden, in Now
gorod am Ilmensee, in dem prächtigen Kiev. Aus Nowgorod wird die Erzählun
von Sadko, dem reichen Kaufmann, gemeldet.

In der Stadt Nowgorod lebte ein Guslispieler (Gusli ist eine Art Zithe
oder liegender Harfe von vier Oktaven, mit Drahtsaiten bespannt, die mit de

Fingern gerissen werden). Er hieß Sadko, hatte nicht viel Geld, war aber seiner Kunst wegen bei den Kaufleuten der Stadt sehr beliebt; nur ihn riefen sie, daß er ihnen bei den Gastmählern spiele. Als er einst drei Tage lang nirgendhin gerufen wurde, ging er traurig hinaus an den Ilmensee, nahm seine Gusli und spielte den ganzen Tag, vom Morgen bis zum Abend. Da fing das Wasser des Sees an zu sinken und sich mit Sand zu trüben. Sadko erschrak und ging heim.

Wieder vergingen drei Tage, ohne daß er auf ein Fest gerufen wurde. Wieder ging er hinaus an den See und spielte einen ganzen Tag; als aber am Abend das Wasser im See trüb wurde und sank, da erschrak er und ging nach Hause.

Noch einmal wartete er drei Tage vergeblich. Da ging er an den See und spielte; als aber das Wasser gegen Abend zu sinken anfing, da faßte er sich ein Herz, blieb sitzen und spielte weiter. Da bewegte sich das Wasser im See, und es zeigte sich der Wasserkönig; er kam heraus aus dem Ilmensee und sprach folgende Worte: „Ach du, Sadko aus Nowgorod, ich weiß nicht, wie ich dir danken soll für das schöne Spiel." Und darauf rät er ihm, morgen wieder an den See zu kommen und drei Fische mit goldenen Flossen zu fangen.

Wie nun Sadko nach Hause zurückkehrt, da ruft man ihn zu einem Gastmahle, an dem er spielen soll. Im Übermut spotten die Gäste seiner, da hält er ihnen entgegen, er wisse ein großes Wunder, im Ilmensee seien goldene Fische. Höhnend wetten drei Kaufleute je eine Bude voll Waren, das sei eine Lüge. Sadko setzt seinen Kopf aufs Spiel; sie gehen hinaus, er fängt drei goldene Fische, gewinnt die Wette und erhält drei Buden mit Waren. Darauf ladet er Freunde ein; denn er hat jetzt einen steinernen Palast. Sie essen und trinken und prahlen mit ihrem Besitz, der eine mit dem Golde, der andere mit der Kraft, der dritte — ein Unverständiger — mit der Schönheit seines Weibes. „Warum rühmt sich Sadko nicht?" fragen sie ihn. „Weil er so reich ist, daß er alle Waren in ganz Nowgorod kaufen könnte." Sie wetten 30,000 Rubel, er könne das nicht. Am nächsten Morgen schickt er seine Diener aus mit viel Geld, alle Waren von Nowgorod zu kaufen; sie gehen am zweiten, am dritten Morgen — umsonst; immer kommen neue Waren an; Sadko verliert die Wette und zahlt die 30,000. „Ich bin nicht der reichste Mann der Stadt, reicher als ich ist das herrliche Nowgorod."

Nun baut er sich dreißig Schiffe, bringt seine Waren darauf, fährt auf dem Wolchow, dem Ladogasee, der Newa und gelangt ins blaue Meer. Bei der goldenen Horde verkauft er seine Ladung und erhält vierzig Tonnen Gold und Silber, mit denen er die Heimfahrt antritt. Auf dem Meere erhebt sich plötzlich ein heftiger Sturm, die Wellen schlagen ans Schiff, der Wind zerreißt die Segel und die Schiffe bleiben stehen.

Da fällt Sadko ein, daß er dem Wassergotte niemals Tribut bezahlt, und so fordert er seine Leute auf, eine Tonne Silber ins Meer zu werfen. Aber

die Wogen beruhigten sich nicht und die Schiffe gingen nicht vorwärts. Da versenken sie eine Tonne Gold in die Tiefe; umsonst, das Wüten der Wellen hört nicht auf, die Schiffe bewegen sich nicht. Da sagte der reiche Sadko: „Offenbar fordert der König des Meeres ein lebendiges Haupt. Brüder, machet euch hölzerne Lose und ich mache mir ein goldenes Los; wessen Los untersinkt, der soll geopfert werden." Natürlich sinkt Sadko's Los. „Die Lose sind nicht recht!" ruft er; „machet euch goldene Lose und ich mache mir ein hölzernes, das soll entscheiden." Aber wiederum sinkt Sadko's Los, obgleich es von Holz war, und die goldenen Lose der Gefährten schwimmen. Nach einer dritten Probe sieht Sadko ein, daß er selbst vom Meerkönige als Opfer gefordert wird. „Bringet mir, meine Gefährten, mein festes Tintenfaß, meine Schwanenfeder und ein Blatt Papier" (Stempelpapier heißt es in einer Variante, Rybn. 1,377). Darauf schreibt er sein Testament; der Kirche Gottes vermacht er einen Teil seines Besitztumes, seinen Brüdern den zweiten, der jungen Frau den dritten. Dann verlangt er seine Gusli, fängt an zu spielen, tritt auf das Brett, das die Kameraden ins Meer geworfen, und die Schiffe fahren ruhig weiter.

Der arme Sadko sinkt in die Tiefe; durch das Wasser sieht er das rote Sönnchen, die Abendröte, das Morgenrot. Dann kommt er zu einem weißsteinigen Palaste, da sitzt der Meerkönig und redet ihn an: „Ei, Sadko, du reicher Kaufmann, so lange bist du auf dem Meere gefahren und hast dem Könige keine Gabe gespendet; nun bist du selbst zu mir als Tribut gekommen. Sie sagen, du seiest ein Meister, zu spielen auf der schönen Gusli, wohlan, so spiele mir denn." Da fing Sadko an zu spielen, daß der König im blauen Meere zu tanzen begann. Ein Tanz folgte dem andern, das Wasser des Meeres wallte auf, mit dem gelben Sande vermischte es sich, Schiffe gingen unter und viele brave Leute ertranken. Das Volk aber flehte zum heiligen Mikola von Mozhaisk, der schlug dem Sadko auf die Schulter und ermahnte ihn, mit dem Spiele aufzuhören. Doch Sadko antwortete: „Ich habe nicht meinen eigenen freien Willen im blauen Meere, mir wurde befohlen, auf der schönen Gusli zu spielen."

Nun rät ihm Mikola, die Saiten zu zerreißen. Er gehorcht und der König frägt ihn, ob er nicht eine schöne Jungfrau im blauen Meere heiraten wolle. Nach dem Rate des Heiligen sagt er zu, läßt aber dreimal dreihundert Jungfrauen an sich vorüberziehen und wählt die letzte. Wie Mikola ihm befohlen, berührt er sie nicht, verfällt in einen Traum und erwacht erst wieder in Nowgorod, wo die Genossen gerade mit seinen Schiffen den Wolchow hinauffahren. Dann ging er in seinen Palast, den weißsteinigen, dort begrüßte ihn seine Gattin, sie faßte Sadko an den weißen Händen und küßte ihn auf den zuckernen Mund. Sadko begann aus den roten Schiffen zu laden die unermeßlichen goldenen Schätze; er baute eine große Kirche dem heiligen Mikola von Mozhaisk, fuhr nicht mehr auf dem blauen Meere und lebte hinfort in der Stadt Nowgorod.

Mit der geschichtlichen Treue der Erlebnisse des guten Sadko steht es natürlich etwas schief, seine Abenteuer gehören ins Reich der Märchen; indessen ist der Hintergrund des reichen Nowgorod mit seinem Handel übers Meer doch mit sichern historischen Farben gemalt. Einen „Sotko", der eine Kirche gebaut, nennen die Chroniken von Nowgorod; um diesen geachteten Namen dürfte sich mit der Zeit das kühne Märchen kristallisiert haben.

Nur scheinbar treten wir der Geschichte näher in den Liedern von **Wladimir**. Der Beherrscher von Kiev, der von 980 — 1015 sein Reich weit ausdehnte, für die Werke des Friedens arbeitete und sich selbst taufen ließ, kommt fast nur mit seinen schlechtern Eigenschaften zur Geltung; als Mittelpunkt der Handlung, als Held erscheint er nie. Er gibt glänzende Gastmähler, bei denen der Wein reichlich fließt, er ehrt seine Helden, geht an der Spitze glänzender Prozessionen zur Kirche; aber wo wirklich gehandelt wird, da teilt man ihm eine traurige Rolle zu. Er wünscht die Frau des Helden Danilo zu besitzen und läßt diesen schmählich in den Tod treiben; die Frau jedoch, die nun zum Fürsten geholt wird, kommt unterwegs am Leichnam des geliebten Gatten vorbei und ersticht sich. Der geprellte Wladimir hat das Nachsehen.

Ganz entgegen der historischen Überlieferung erobern die Feinde Kiev und bemächtigen sich der Gemahlin des Fürsten; er sitzt tatenlos dabei und läßt andere die Erlösung aus der Not bringen. Vor dem Pfeifen eines Räubers verkriecht er sich unter seinen Pelz; durch eine verkleidete Frau, die sich als Abgesandten eines Königs ausgibt, läßt er sich täuschen und will ihr seine eigene Tochter zur Gemahlin geben; einen Großen des Reiches, den er zur Strafe für seine Frechheit hat einmauern lassen, begnadigt er wieder und bittet ihn fußfällig um Verzeihung. — Abenteuer kann er nur für seine Helden aushecken, er selbst bleibt feige zu Hause.

Weit wichtiger als der Herrscher in Kiev ist der Held **Dobrynja**. Unter Wundern und Zeichen tritt er ins Leben, kann mit sieben Jahren lesen und schreiben (eine Eigenschaft, die ihm wohl erst moderne Auffassung angedichtet hat), sammelt mit zwölf Jahren Genossen um sich, mit denen er auf Abenteuer auszieht. Trotz der Mahnungen seiner Mutter reitet er zum Flusse Počaj, in welchem Drachen wohnen. Er zieht seine Gewänder aus und stürzt sich in den Fluß. Die Erde erbebt, unter heftigem Donner kommt ein Drache auf ihn zu, Dobrynja will sich rüsten, doch hat ein Diener ihm die Kleider weggetragen. Er kann einen Helm ergreifen, füllt ihn mit Sand und schlägt damit die Schlange nieder. Wie er sie töten will, fleht sie ihn um Gnade, sie werde keine seiner Leute mehr rauben. Dobrynja verschont den Lindwurm, der das gegebene Wort nicht hält, sondern bald darauf König Wladimirs Nichte raubt. In einem schrecklichen Kampfe befreit der Held die Prinzessin und eine Menge anderer in der Schlangenhöhle gefangener Jungfrauen.

Ein großes Abenteuer besteht Dobrynja mit einer Zauberin Marishka. Obgleich das Lied die Stadt Kiev als Schauplatz nennt, nimmt es doch keinen

Anstoß, den Helden in einen Auerochsen und die Zauberin in eine Hündi
verwandeln zu lassen.

Auf einer Fahrt trifft Dobrynja eine Heldin, die ihn nach kurzem Kamp
in die Tasche steckt, ihn aber später heiraten will. Sie ziehen nach Kiev, w
die Hochzeit stattfindet, worauf der Held zu langen Kriegstaten auszieht. Zwö
Jahre bleibt er weg, ein Nebenbuhler meldet ihn tot und heiratet die schön
Nastasija. Zum Hochzeitsmahle stellt sich der totgesagte Dobrynja im Gewand
eines Spielmannes ein und gibt sich durch einen Ring, den er der Braut i
den Becher wirft, zu erkennen. Sie wirft sich zu seinen Füßen und will vo
dem neuen Bräutigam nichts wissen. Diesem will Dobrynja verzeihen, do
muß er ihn strafen, weil er ihn totgesagt, weshalb sich seine Mutter blin
geweint hat. Mit der wiedergewonnenen Gattin kehrt der Held ins mütterlic
Haus zurück (Rybn. 1,138).

Es gibt Gelehrte, die in der Gattin des Dobrynja eine Brunhilde habe
sehen wollen; zuerst besitzt sie übermenschliche Kraft, dann — vom Mann
bewältigt — ist sie wie ein gewöhnliches Weib von der Liebe beherrscht. Di
Trennung des Liedes in zwei ursprünglich ganz verschiedene Teile dürfte z
einer richtigeren Lösung des Rätsels führen (Wollner).

Besonderer Gunst der Volksphantasie erfreute sich unter allen Helden de
Kievschen Kreises Ilja von Murom oder Ilja Muromec. Auch bei eine
ganz kurzen Überblicke darf man ihn nicht vergessen. Er ist der Träger de
Mutes in allen Lebenslagen, der „alte Kosak", ein Verteidiger der Unter
drückten, der zuweilen eine ähnliche Rolle spielt wie Robin Hood in der eng
lischen Vorstellung. Die Lieder über ihn sind zahlreich, zeigen daher oft be
der Schilderung ein und desselben Abenteuers große Verschiedenheit. Hier, w
es nicht darauf ankommt, vergleichende Sagenkunde zu treiben, folge ich jeweil
nur einer bestimmten Fassung (Kirěevskij 1,1).

Ilja sitzt unbeweglich dreißig und drei Jahre, er kann nicht gehen. D
kommen zu ihm drei Pilger, Jesus Christus selbst und zwei Apostel, und forder
ihn auf, sich zu erheben und ihnen zu trinken zu bringen. „Ach, ihr Brüde
ich habe weder Hände noch Füße." — Nochmals ermuntern sie ihn. Da ste
er auf und bringt ihnen ein Gefäß, anderthalb Eimer groß. Daraus soll e
selbst trinken. „Nun, Ilja, fühlst du Kraft in dir?" — „Ja, wenn von der Erd
eine Säule bis zum Himmel wäre und oben an der Säule ein goldener Rei
dann würde ich sie umreißen, daß sie ganz Rußland träfe." — Zweimal noc
trinkt er auf der Pilger Geheiß und erlangt übermenschliche Kraft; doch rate
ihm seine Woltäter, mit welchen Helden er den Kampf wagen dürfe. Nic
mit Svjatogor; denn ihn kann die Erde kaum tragen, nicht mit Samson; den
er hat sieben Engelshaare, die ihn unüberwindlich machen. — Zunächst geht e
zu den Eltern aufs Feld, ihnen bei der Arbeit zu helfen. Er reißt Bäum
mit den Wurzeln aus und vollbringt das Werk eines Riesen.

Um auf Abenteuer auszuziehen, erwirbt Ilja sich ein starkes Pferd, das er drei Nächte lang in Tau badet; dann übt er sich mit ihm, indem er über eine Mauer hinwegsetzt. Das Pferd hat menschliche Stimme und ist mit dem Reiter einverstanden, das Kühnste zu wagen. Engel haben ihm die Kraft gegeben, stark zu werden, Engel werden ihn auch vor dem Tode im Kampf beschützen. Er will nach Kiev zu Wladimir, ihm seine Dienste anzubieten. Unterwegs kommen ihm die Bauern von Beketovec entgegen und flehen ihn um Hilfe gegen die ungläubigen Littauer oder Tataren. Ilja überdachte: Jeder hat schon ein Versprechen gemacht, ihr Brüder; aber nicht jeder hat sein Versprechen gehalten (Rybn. 1,46). Dann entbrannte sein Heldenherz, er ritt gegen die heidnischen Tataren, schlug sie nieder und zerstampfte sie mit seinem Pferde. Die Bauern von Beketovec aber neigen sich vor ihm und flehen ihn an: „Ach, du kühner junger Held, wir wissen nicht, ob du ein Königssohn oder eines Zaren Sohn; aber sei du unser Wojwode, unser Führer."

Ilja kann dem Rufe nicht folgen, er muß nach Kiev zu Wladimir. Die dankbaren Bauern beschenken ihn mit Gold, Silber und Edelsteinen. Der Weg, den er nach der Hauptstadt zurückzulegen hat, beträgt 700 Werst; geht er geradeaus, so braucht er nur 500 Werst. Doch das ist gefährlich; denn große Hindernisse sind zu überwinden, die Brücken sind zerbrochen, ein furchtbarer Räuber, Solovej — die Nachtigall, verfolgt die Reisenden. Ilja geht den kürzeren Weg. Bald sieht er Solovej auf sieben Eichen sitzen, der heult wie ein wildes Tier, pfeift wie eine Nachtigall, bellt wie ein Hund. Das wackere Pferd des Ilja Muromec fällt in die Knie, der Reiter haut ihm zwischen die Ohren: „Ach du Wolsfutter, du Grassack! hast du noch nie das Geschrei eines wilden Tieres gehört, noch nie das Pfeifen der Nachtigall, das Hin- und Herrennen des Hundes gesehen?" Dann schießt er auf den Räuber einen Pfeil, der beim rechten Auge eindringt und zum linken Ohre hinausgeht. Da fällt Solovej auf die feuchte Erde; Ilja faßt den Räuber, bindet ihn an seinen tscherkessischen Steigbügel und reitet mit ihm fort, am Bauernhofe Solovejs vorbei. Seine Kinder kommen heraus und rufen der Mutter zu: „Was für einen fremden Bauern bringt uns der Vater?" Die Frau aber erkennt die Lage richtiger und sagt: „Was für ein fremder Bauer führt unsern Vater her?" Mit reichen Geschenken wollen sie Ilja beschenken; er nimmt die Gaben an und erklärt: „Das, ihr Brüder, habe ich mir erworben, aber euern Vater gebe ich nicht heraus, sonst wird er abermals dem Raube nachgehen." Wie er wegreitet, ergreift die Tochter ein Brett unter der Türe, das vierzig Pud schwer ist, und wirft es dem Ilja an sein kriegerisches Haupt. Kaum konnte der Held noch auf dem Pferde sitzen, beinahe wäre er von seinem Rosse gefallen; doch rafft er sich zusammen, springt auf die Erde, ergreift das Mädchen und schleudert es in die Höhe, so hoch wie ein Kirchturm, höher als jene Kreuze des Erlösers. Drauf fällt sie nieder auf den feuchten Boden, zitterte am ganzen Körper, ihr Hemdchen zerriß vom weißen Halse abwärts.

Endlich kommt Ilja nach Kiev, reitet in den königlichen Hof, bindet sein Pferd an einen goldnen Ring, tritt ein und setzt sich mit Wladimir zu Tische, der ihn nicht kennt, dem er nun aber seine Heldentaten erzählt. „Ach ich sehe, mein junger Krieger," bemerkt darauf Wladimir, „du bist dort im großen Wirtshause gewesen, am grünen Weine hast du dich betrunken, darum rühmst du dich so eitler Dinge." — „Du bist nicht gescheit, du Fürst in der Hauptstadt Kiev, draußen an meinem Steigbügel habe ich den Räuber Solovej angebunden." — Nun eilen die Leute hinaus und wollen den Räuber schreien hören; doch der entgegnet: „Nicht Essen, nicht Trinken habe ich von euch, darum brauche ich euch auch nicht zu gehorchen." Ilja selbst will den Gefangenen nicht veranlassen, der Menge seine Kunststücke zu zeigen. „Ihm ist jetzt der Mund zugeklebt, zugeklebt mit dem Blute, dem warmen, weil mein Pfeil ihm vom rechten Auge durch's linke Ohr gegangen. Schenkt ihm einen Becher grünen Weines ein, anderthalb Pud schwer, anderthalb Eimer." Solovej faßt den Becher mit einer Hand und leert ihn auf einen Zug; dann fordert er noch einen Becher Bier und einen Becher Meth. Das macht ihn betrunken. Nun fordert Ilja ihn auf, wie ein wildes Tier zu brüllen, wie eine Nachtigall zu pfeifen, wie ein Hund zu bellen. Solovej gehorcht und alle fallen wie tot hin. Zuerst kann der Fürst Wladimir entfliehen und bittet nun Ilja, den Räuber zu töten, was er auch tut. Er haut ihn in kleine Stücke und streut diese aufs Feld. An den Hof zurückgekehrt, wird Ilja den Helden der fürstlichen Tafelrunde eingereiht.

Nur einmal vergaß Wladimir den „alten Kosaken" zum Mahle zu laden; der aber rächte sich so, daß der Fürst von nun an immer seiner sich erinnerte (Rybn. 1,95).

Eine ganze Reihe von Abenteuern werden von Ilja in den Volksliedern erzählt, und da er nun einmal übernatürliche Kraft hatte, war nichts zu kühn, das er nicht hätte vollbringen können. Ihm gegenüber steht Fürst Wladimir noch viel kläglicher da als gegenüber Dobrynja.

Je weiter die Anknüpfung sagenhafter Stoffe an geschichtliche Ereignisse vorrückt, um so mehr enthält sich der Sänger der Übertreibungen, obgleich die kräftigen Farben deswegen noch lange nicht verblassen. Insbesondere über die Taten Iwan Wasiljewitsch des Grausamen (1533—1584) besitzen wir manche wuchtige Schilderung im Volksepos der Russen. Die Eroberung von Kasan (1452), die Belagerung von Pskow, Jermaks Zug nach Sibirien, die Ermordung des eigenen Sohnes sind beliebte Themata. Daß ihm auch eine Totenklage gewidmet ist (Kir. 6,206), kann nicht überraschen: „Ach du Väterchen, leuchtender Mond! warum leuchtest du nicht wie ehemals, nicht wie ehemals und nicht wie neulich? Aus den Wolken kommst du hervor, mit dunkelm Gewölk überziehst du dich. Bei uns war es im heiligen Rußland, im heiligen Rußland, im steinernen Moskau, im goldenen Kreml, bei der Kirche Iwans des Großen, beim Erzengel Michael, bei der Himmelfahrtskirche, da schlugen sie an die große Glocke, und

der Ton verbreitete sich über das ganze Mütterchen, die feuchte Erde; es kamen herbei alle Fürsten-Bojaren, es versammelten sich alle Krieger, in der Himmelfahrtskirche, zu Gott zu beten. Da stand ein Sarg aus Zypressen, und im Sarge lag der rechtgläubige Zar, der rechtgläubige Zar Iwan, der Grausame, Wasiljewitsch; ihm zu Häupten steht das lebenspendende Kreuz, auf dem Kreuze liegt die Zarenkrone, ihm zu Füßen sein scharfes, schreckliches Schwert. Vor dem lebenspendenden Kreuze betet ein jeder, vor der goldenen Krone verneigt sich ein jeder, aber nach dem schrecklichen Schwerte blickt ein jeder und schauert. Um den Sarg brennen die Kerzen aus Wachs, vor dem Sarge stehen die Popen, die Patriarchen, sie lesen das Gebet, sie singen das Andenken, singen das Andenken des Zaren, des rechtgläubigen, des grausamen Zaren Iwan Wasiljewitsch."

Auch der Zarin wird eine rührende Totenklage in den Mund gelegt.

Boris Godunow, der unter Iwans Sohn, Fedor I., die Zügel führte und später — freilich nur durch Grausamkeit und Mord — selbst auf den Thron gelangte, Tobolsk gründete, die Handelsbeziehungen Rußlands gewaltig erweiterte und sich viele eifrige Freunde und heftige Feinde schuf, wird vielfach besungen. Minin und Pozharskij, die Befreier Moskau's vom polnischen Joche, leben in begeisterten Gesängen fort. In Stenka Rasin, dem Kosakenführer, gegen den die Russen an der Wolga kämpften (in Moskau enthauptet 1671), tritt zuerst das südliche Element in die geschichtlichen Volkslieder ein.

Ungemein reich vertreten ist die Zeit Peters des Großen, sowie die wichtigen Ereignisse zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Immerhin wird man sich über den poetischen Wert dieser Schöpfungen nicht täuschen dürfen. Eine ganz bestimmte Art der Schilderung ist zur Schablone geworden, die Breite nimmt überhand und man würde sich jedenfalls sehr täuschen, wenn man in diesen Gesängen einzelne Züge suchen wollte, die das geschichtliche Bild vervollständigen könnten. Ihr Wert liegt wesentlich darin, daß man aus ihnen eine klarere Vorstellung vom poetischen Geschmack des russischen Volkes gewinnt, daß man sieht, wie große Begebenheiten sich im Bewußtsein der Menge wiederspiegeln. Schweden, Türken, Franzosen werden ungefähr gleich geschildert wie früher Litauer und Tataren, nur daß man das „ungetauft" und „heidnisch" bloß auf die Türken anwendet. Im übrigen wird mit Königen und Fürsten noch ganz gleich naiv verkehrt, wie im alten Nowgorod oder am Hofe Wladimirs. Im Jahre 1805 schickt der Franzose die Forderung, man möge ihm in Rußland Quartier machen für 40,000 Mann (Kir. 10,1); da läßt der rechtgläubige Zar den General Kutusov kommen, und dieser tröstet: „Fürchte dich nicht, unser Väterchen, rechtgläubiger Zar, wir treffen den Missetäter auf dem Wege, in seinem eigenen Lande, da wollen wir ihm ein Tischchen aufstellen — eherne Kanonen, ein Tischtuch breiten wir ihm darüber — die fliegenden Kugeln, und ein Frühstück bieten wir ihm an — heiße Kartätschen, so werden unsere Kanoniere ihn bewirten."

* * *

Eine Klasse von Sängern, die man nicht in den einsamen Gegenden des Onegasees allein zu suchen braucht, sondern die man auf Jahrmärkten, in Städten und Dörfern treffen kann, sind die **Bettlerpilger**, umherziehende Unglückliche, denen Blindheit oder sonst ein Gebrechen zum Hindernis für geordnete Tätigkeit geworden ist. Männer und Frauen schließen sich diesem Stande an; unser Titelbild zeigt eine solche Gruppe blinder Weiber, die von einem sehenden jungen Mädchen geleitet werden. Durch weite Strecken des ausgedehnten Reiches führt sie ihr Weg, mit ihren Gesängen erwerben sie sich das tägliche Brot; die große Mildtätigkeit, die dem Russen eigen ist, läßt diesen Fahrenden das Leben nicht allzu schwer werden, zumal ihre Ansprüche die bescheidensten sind. Daß die Sänger ursprünglich geistlichen Standes waren, unterliegt keinem Zweifel; was sie vortragen, ist aus der Bibel und der Legende hervorgewachsen. Bettelnde Klosterbrüder dürften die Zunft gegründet haben.

In ihren Liedern selbst schildern sie freilich ihren Ursprung poetischer: „Als Christus sich zum Himmel erhob, da weinten die armen Brüder, es weinten die elenden Armen, die Blinden, die Lahmen: Ach, wahrhaftiger Christ, du Zar des Himmels! Wie sollen wir Armen uns ernähren, wie sollen wir uns kleiden? Drauf sprach Christus, der Zar des Himmels: Weinet nicht, ihr armen Elenden! Ich werde euch einen goldenen Berg geben, ich werde euch einen Strom von Meth schenken; ihr sollt satt und nicht durstig sein, ihr sollt Kleider und Schuhe haben. Drauf aber sprach Johannes: Siehe, wahrer Christus, Zar des Himmels! gib ihnen nicht goldene Berge, gib ihnen nicht Ströme von Meth; das werden die mächtigen Reichen ihnen rauben, großer Mord wird geschehen, gewaltiges Blutvergießen. Gib ihnen deinen heiligen Namen, deiner werden sie gedenken, dich werden sie verherrlichen, — dann werden sie gesättigt und getränkt, Kleider und Schuhe werden sie haben. Drauf sprach Christus, der Zar des Himmels: Du Johannes, Apostel, du Johannes Chrysostomus! du hast das wahre Wort gesagt, du hast verstanden, richtig zu urteilen" ꝛc. (Bezsonov, Kalěki perechožie 1,1 ff.).

In besonderen Formeln bitten sie um Gaben, auch den Dank sprechen sie in Versen aus. Psalm- und Bibeltext erscheinen oft wörtlich wieder, kirchliche Hymnen haben nur wenig von ihrer ehemals kunstvollen Form eingebüßt. Diese Fahrenden singen von Adam und vom Paradiese, von der Vertreibung, die Adam mit bitterer Klage begleitet. Kain und Abel erscheinen im Zwiegespräch, die große Flut vernichtet die sündige Menschheit. Von den geschichtlichen Gestalten des alten Bundes scheint nur David zu interessieren, auf die Propheten wird selten Bezug genommen. Reichlich vertreten sind dagegen die Erzählungen des Neuen Testamentes.

Die Geburt Johannes des Täufers, die Geburt Christi wird besungen, der bethlehemitische Kindermord, die Flucht nach Ägypten, die Taufe im Jordan, die Hochzeit zu Kana. Die Geschichte vom verlornen Sohne ist erweitert durch eine

Wehklage des Vaters um den Sohn und durch einen Gesang des Reumütigen. Daß der Einzug in Jerusalem mitsamt der Passionsgeschichte beliebt waren, beweisen die vielen verschiedenen Fassungen, in denen dieses Thema uns entgegentritt; am manigfaltigsten aber wird das jüngste Gericht geschildert, und in der Darstellung des großen Unterschiedes zwischen Guten und Bösen kann sich der Sänger nicht genug tun: Die Gerechten stehen da mit schönem Antlitz, auf dem Haupte das Haar wie ein heller Schein; das Gesicht der Sünder aber ist schwarz, und struppig wie Pfeile stehen ihnen die Haare auf dem Kopf. Die Guten ziehen dahin und singen Lieder, die Bösen aber weinen, jammern und klagen und flehen zum Erzengel Michael: „Ist's nicht möglich, Väterchen Erzengel, daß du uns begnadigst? Gib uns Frist zur Buße, so viele Jahre wie Sandkörner am Meere." Doch hart weist er sie ab: „Euch war die weite Welt offen gestellt, doch habt ihr euch selbst einen Ort zubereitet, die ewige Qual, die Finsternis der Hölle." Dann ruft er: „Ihr, meine Engel, meine Erzengel, nehmet eiserne Ruten, treibt die Verfluchten, die Schlechten hinein in den feurigen Strom!" Sie aber gehen und weinen bitterlich, Vater und Mutter klagen sie an, zur feuchten Erde werfen sie sich nieder: „Warum, Vater und Mutter, habt ihr uns erzeugt? Besser hättet ihr uns bei der Geburt zertreten, zur Gottesfurcht habt ihr uns nicht erzogen!"

Auch mit höchst einfachen Mitteln wird der Gegensatz der Rettung und der Verstoßung zum Ausdrucke gebracht:

Im hellen Himmel das Paradies,
Seele mein, Seele mein!
Denk' an die Feude, das Glück, die ewige Ruhe!
In der dunkeln Hölle ist Qual dir bereitet;
Wehe, o wehe, Seele mein!
Denk' an das Feuer, die Klagen, den Schrecken, den Jammer!
Im hellen Himmel, da wohnt Gott selbst,
Seele mein, Seele mein!
Denk' an die Freude usw.
In der dunkeln Hölle die schrecklichen Teufel!
Wehe, o wehe, Seele mein!
Denk' an das Feuer usw.

Bei den Legenden nehmen die Lieder vom heiligen Georg die erste Stelle ein, auch Nikolaus, der Wundertäter, und Christophorus sind beliebt; wir hören von Kaiser Konstantin und der Einnahme Konstantinopels; die Gründungsgeschichten der vielen Klöster bieten dankbaren und manigfaltigen Stoff.

Peter Bessonov hat von 1861—1864 in zwei stattlichen Bänden (sechs Lieferungen) die Lieder der Bettlerpilger zum Drucke befördert und durch seine Einleitungen manchen Hinweis auf die Herkunft der eigenartigen und wertvollen Dichtungen gegeben; ihren Zusammenhang mit der byzantinischen Literatur hat in manchen Fällen der gelehrte Alexander Veselovskij gezeigt.

* * *

Mit der Erwähnung der **Hochzeitslieder** treten wir keineswegs in ein fröhliches Kapitel der Volkspoesie ein; denn der Grundton dieser Gesänge ist durchaus Trauer und Klage. Ob wirklich die ursprüngliche Vorstellung vom Raube der Braut aus dem Elternhause oder von ihrem Verkauf an den Bräutigam dafür verantwortlich zu machen ist, bleibe hier unerörtert; daß Reste der alten Anschauung im russischen Hochzeitsliede noch fortleben, ist zweifellos. Aber es liegt auch in den modernen Bedingungen der Eheschließung noch genug, um die russische Braut zur Klage zu stimmen.

Der Tag der Verlobung ist das Ende fröhlicher, natürlicher Liebeswerbung, und die Trauer beginnt. Während die Ausstattung hergerichtet wird, kommen Abend um Abend die Freundinnen, helfen beim Nähen und Stricken und singen die eintönigen Klagelieder über das Verlassen des elterlichen Hauses, die Trennung von Geschwistern und Freundinnen, über die ungewisse, schwere Zukunft, der das Mädchen entgegengeht. Öffentlich wird die Klage am ersten festlichen Akte der Hochzeit, am „Jungferntage" (Djevitschnik). Wie Peter Schein in seinen russischen Volksliedern (Moskau 1870) und nach ihm Joseph Großpietsch (in der Russischen Revue 1877 ff.) uns erzählt, versammeln sich an diesem Tage Angehörige und Freunde des Mädchens in dem Hause ihrer Eltern. Dort sitzt die geschmückte Braut mit verhülltem Haupte, so daß nur die Augen und der lange, braune Mädchenzopf sichtbar sind, auf erhöhter Stelle neben dem Ofen, unter dem Schutze zweier Freundinnen oder weiblicher Anverwandten. Diese bringen die Klage in Worte; die Braut hat lediglich zu weinen, und es gereicht ihr zur Ehre, wenn sie recht „gut" weint. Dadurch zeigt sie sich ihren Eltern dankbar, den Geschwistern anhänglich, und doch darf sie gleichzeitig dem Vater Vorwürfe machen, daß er sie in fremde Hände liefert. So jammern die Genossinnen der Avdotja Michailovna (Tochter des Michael):

Auf dem Felde schrie ein weißes Schwänchen,
In dem Erkerzimmer weint Avdotja,
Schrie Michailovna in lautem Jammer.
Gegen Väterchen erhob sie Klage:
Gott sei Richter dir, mein Väterchen!
Gabst mich junges Ding in fremde Hände.
Glück und Liebe schickst du fort vom Hofe!
Ohne mich verwelkt der grüne Garten,
Werden welk zwei rote Blümchen. —
Stehe früher auf, mein Brüderchen,
Stehe früher auf, begieß sie öfter!
Die erste Blume ist mein Väterchen.
Die andre Blume ist mein Mütterchen.

(Schein, S. 446, übersetzt von Großpietsch.)

Die Brüder, von denen die Braut Abschied nimmt, sind „weiße Täubchen", die Schwestern nennt sie „liebe Schwälbchen". Und neben den Freundinnen

verabschiedet sie auch die Heiligenbilder des Hauses, die heute statt der Öllampe Wachskerzen erhalten haben.

Nicht in gemeinschaftlichem Zuge, sondern einzeln und in längeren Zwischenräumen treffen die Verwandten ein, und jedesmal hebt neue Klage an, so will es die gute Sitte. Die Braut selbst ergeht sich etwa in kurzen Ausrufen: „Ach, meine Schönheit, meine jugendliche Schönheit! Teures Väterchen, teures Mütterchen! Ihr habt mein Köpfchen unter fremde Leute gegeben, unter fremde Leute, unbekannte, einem fremden Vater, einer fremden Mutter!"

Sind die Gäste beisammen, so tritt die Svacha (Heiratsvermittlerin) zur Braut und faßt den braunen, mit buntem Band und Flittergold geschmückten Mädchenzopf, um ihn aufzulösen; denn später, vor der Kirche, wird das Haar nach Art der Frauen in zwei Zöpfe geflochten und diese unter das Kopftuch gesteckt. Da bricht die Klage von neuem los:

Nicht tönt die Schalmei
In der Frühe des Morgens,
Nein, es weint Avdotjuschka
Um die braune Flechte!
Meine Welt, meine Flechte,
O braune Flechte!

Des Abends die Mädchen
Die Flechte mir flochten,
Mit Gold, mit Silber
Das Haar sie umflochten,
Ein hochrotes Bändchen
Hinein sie flochten.

Gott sei Richter
Dem Andrei Vasilitsch!
Vasilitsch, Vasilitsch
Sandt' mir die Werberin,
Die mitleidlose,
Die gnadenlose.

Sie begann meine Flechte
Zu kämmen, zu raufen,
Das Gold, das Silber
Zu reißen, zu werfen,
Das hochrote Bändchen
Mit Füßen zu treten.

Übrigens ist die Angst der Braut keine unbegründete. Nicht ins neue, eigene Heim darf sie mit dem Geliebten ziehen, sondern in die Abhängigkeit von den Schwiegereltern; ihrem Haushalte gehört sie an, ganz wie ihr künftiger Gatte: für die ganze Familie hat sie zu arbeiten, sich zu plagen. Und wenn ihr Mann auszieht, in der Stadt etwas zu erwerben und lange Wochen und Monate wegbleibt, dann ist sie ganz der Gewalt der hartherzigen Schwiegermutter preisgegeben. Wie eine grimmige Schlange, wie eine bissige Hündin verfolgt die Grausame das „weiße Schwänchen", und in ihrem bösen Treiben helfen ihr vielleicht ältere Schwiegertöchter und Söhne. Aber die Braut ist entschlossen, auch das Schwerste mutig zu tragen, und nur wenn sie sich nicht mehr zu helfen weiß, so will sie sich in einen Kuckuck verwandeln, zu den Eltern fliegen und ihnen ihr bitteres Los klagen:

Unter dem Strauche
Der Johannisbeeren
Entquoll ein Bächlein.
Da gebar die Mutter
Mich tränenreiche,

Die unbedacht mich
In ferne Fremde
Dem Manne dahingab,
Dem unbekannten.
Nun schmäht mich grundlos

Das fremde Väterchen,
Nun schilt um nichts mich
Die fremde Mutter.
Ich schwing mich auf,
Wie ein junger Kuckuck,
Ich fliege zur Heimat,
Zu Väterchen flieg' ich
In den grünen Garten,
Auf Mütterchens Birnbaum,
Mütterchens Lieblingsbaum.
Wie der Kuckuck ruf ich,
Sing Grabeslieder,
Rühre zu Tränen
Das Volk mit Klagen,
Überflute den Garten
Mit bitteren Zähren.
Mütterchen im Hausflur
Geht auf und nieder,
Weckt aus dem Schlafe
Die Schwiegertöchter-Schwälbchen:
„Ihr Schwiegertöchter-Schwälbchen,
Erhebt euch eilig!
Welch Vögelchen ist das
In unserem Garten?"
Der älteste Sohn spricht:
„Ich will es erschießen."
Der zweite Sohn spricht:
„Ich will es verscheuchen."
Der jüngste Sohn spricht:
„Ich will es anschauen.
Ist's nicht uns're betrübte,
Uns're leibliche Schwester
Aus der fernen Fremde?
Komm' herein, Schwesterchen,
In die hohe Stube,
Sag' deinen Kummer,
Frag' nach dem unsern."

Ist inzwischen die Zeremonie des Flechtens der beiden Frauenzöpfe vollendet, so stellt sich die Braut vor das Heiligenbild, spricht ihr Gebet und bittet die Eltern um ihren Segen; dann führen sie die Freundinnen zum Brautbade. Vielleicht wendet sie sich noch einmal um, bevor sie eintritt, und es singen die Begleiterinnen in ihrem Namen:

Dort am Badestübchen steht sie,
Heiß glühen schon die Steine;
Da weinte heftig Marjuschka,
Stand vor ihrem Väterchen:
Ach mein Herr, ach du, mein Väterchen!
Behalte mich doch noch ein Jährchen,
Behalte mich doch noch ein zweites;
Gerne will ich auf die Straße gehen,
Gras und Rasen dir besorgen.
Einen goldenen Ring werde ich tragen,
Die Neider werde ich necken,
Die Neider alle, die jungen,
Alle ledigen Bursche.

(Schein, aus Tula.)

Alle Dienste werden ihr geleistet; denn sie will nicht dazu helfen, in die Abhängigkeit der Ehe zu kommen, doch belohnt sie mit Süßigkeiten, Getränk und Geld alle, die ihr behilflich sind. Bei der Arbeit singen die Mädchen wieder:

Laß dich heizen, Badestübchen,
Werde glühend, Stein im Badhaus,
Und zerstreut euch, große Perlen,
Auf dem Tisch, dem Eichentischchen!
Nun beginne, Braut, zu weinen
Vor dem Väterchen, dem Ernährer:
Du Ernährer, leiblich Väterchen!
Wozu stehst du morgens früh auf,
Wozu brau'st berauschend Bier du?
Dazu steh' ich morgens früh auf,
Dazu brau' berauschend Bier ich,
Um zu tränken deine Begleiterschar
Und ihn, den das Schicksal dir bestimmt hat.

(Schein S. 495.)

Weit mehr als bloß allgemeine Sitte wird der Abschied vom Elternhause, wenn die Braut Vater oder Mutter schon verloren hat, wenn sie hinausgeht zu

den Gräbern der Geliebten und die Toten um ihren Segen fleht, um ihre Rückkehr auf diesen einen Tag:

Ach, ich habe ja kein Väterchen,
Niemand, der mich segnen könnte,
Niemand mehr, der für mich sorgte.
Ach, ihr Freunde, liebe Freunde,
Rüstet eure schwarzen Pferde,
Eilet hin zu Gottes Kirche,
Tretet in die hohe Halle,
Schlaget an die große Glocke,
Wecket mir das liebe Väterchen:
Öffne dich, du feuchte Erde,
Spalte dich, du eich'nes Brett!
Auf, erwache, du mein Väterchen,
Komm und segne mich, die Traurige! 2c.
(Schein, aus Tula.)

Hat die Braut im Bade „ihren freien Willen und die Mädchenschönheit zurückgelassen", so kommt sie wieder zu den Gästen in die Stube, wo bald darauf der Abgesandte des Bräutigams eintrifft. Er hat einen Korb mit Gaben des Bräutigams für die Braut: Bänder, Ohrringe, Schnallen, einen Spiegel, aber auch Schuhe und Strümpfe bringt er, doch kann er die Geschenke nicht auf den Tisch legen; denn dort ist inzwischen ein Tannenbäumchen mit Wachslichtern hingestellt worden. So muß der Abgesandte sich den Platz mit Geld oder Süßigkeiten erkaufen. Einen der Pfefferkuchen, den er schenkt, trägt die Braut nachher während der Trauung unter dem Kleide auf der Brust.

Der Bräutigam, der als heller Falke, als junger Enterich, als weißer Tauber, als Fürst und Bojar gepriesen wird, soll gegen Abend selbst erscheinen und läßt oft lange auf sich warten:

Lange, lange fliegt der Falk' nicht her,
Lange kommt Iwan nicht her zu uns,
Lange fährt Michailowitsch nicht heran:
Doch da kommt der Falk' vom Wald geflogen,
Aus dem Walde kommt er, aus dem dichten,
Iwan kommt, Michailowitsch fährt heran.

Freilich ist er ein ungeladener Gast, und nach russischem Sprichwort ist ein ungeladener Gast noch schlimmer als ein Tatar; er klopft heftig an die Tür und wird erst nach langen Verhandlungen eingelassen. Mit seinen Freunden und Angehörigen tritt er ein, betet vor den Heiligenbildern, begrüßt in feierlicher Verbeugung die Braut, küßt sie und verbeugt sich wieder. Dann gehen die Verlobten in ein Nebenzimmer, während die Gäste sich zu Tische setzen. Die Sängerinnen verkünden nun das Lob des Bräutigams:

Am Berg, am kleinen Berge,
Auf seiner rechten Seite,
Da saß ein Taubenpärchen,
Zwei Tauben, bläulich schillernd,
Hielten mit einander Zwiesprach
Von dem jungen, mutbeseelten Burschen,
Von Fedotjens Sohne Michail:
Er ist reich, er ist ein reicher Mann,
Reicher noch als er ist keiner,
Trat von einem Geldstück auf das and're,
Warf mit halben Rubeln in der Stadt,
Schloß das Thor mit einem ganzen Rubel.
Aus der Knechtschaft löste er die Waisen;
Ach ihr Waisen, ach ihr armen Waisen,
Mit Gebeten fleht zu Gott für mich,
Fleht für mich, den kühnen Jüngling,
Für Fedotjens Sohn Michail!

Aber auch die Braut, ihre Schönheit, ihr Reichtum wird gepriesen:

Weiß war ihr Leib —
Unter echten Perlen
Senkte ihr Haupt sich. —
Edelsteine erhellten
Das ganze Zimmer.
Goldene Bänder
Schmückten den Hals;
Schuhe aus Goldstoff,
Vergoldete Schnallen,
Die Schnallen geschmiedet
In der Stadt Jaroslav,
Vergoldet mitten
Im schönen Moskau.

Von ihren Brauen flieht ein Zobel, von ihren Augen fliegt ein Falke, sie seufzt wie ein Eichhorn, sie spricht wie ein Marder (Schein 518).

Daß solches Lob belohnt sein will, ist natürlich, und ganz ungezwungen verkünden die Mädchen, was sie von jedem — seinem Reichtum entsprechend — erwarten. Dann aber kommt die Reihe des Beschenktwerdens an das Brautpaar. Sie treten unter die Gäste, die Braut mit einem Branntweingläschen auf einem Teller, der Bräutigam neben ihr mit der Flasche. Jedem Gaste wird ein Gläschen angeboten, das er mit einer kleinen Geldgabe lohnt. Bevor die Gesellschaft auseinandergeht, werden die Verwandten der Braut von dieser selbst oder von der Brautmutter mit Taschentüchern beschenkt. — So endet der „Jungferntag".

Der Hochzeitstag bringt zwar einen viel gewaltigeren Apparat als der Jungferntag und dazu eine wahre Flut von Zeremonien, die für den Forscher von höchstem Interesse sind, dafür aber weit weniger Poesie. Der Bräutigam hat im elterlichen Hause unter den Heiligenbildern geschlafen, neben ihm steht der Tisch mit Brot und Salz, die ihm von der Braut geschickt worden, wie er auch seinerseits zum Zeichen künftiger Gemeinschaft Brot und Salz ins Haus der Braut hat bringen lassen. Eine ganze Menge symbolischer Handlungen werden an ihm vollzogen, um ja bösen Zauber fernezuhalten, der am Hochzeitstage ganz besonders droht; unter beständiger Bekreuzung hat er die Orte seines künftigen Wirkens zu beschreiten:

Er trete heran vom eichenen Tisch
Der mit feingewebten Tüchern bedeckt,
Der mit süßen Zuckergerichten besetzt
Und mit Honiggetränken beladen ist.
Er komme, durchs neue Stübchen zu geh'n,
Um über die Schwelle zu schreiten,
Zu beschreiten die Schwelle von Ahorn,
Zu beschreiten die Treppe von Balken.
Er gehe hindurch durchs weite Gehöft,
Er trete heran zum stattlichen Roß,
Aufs stattliche Roß sich zu setzen,
Den geebneten Weg zu durcheilen,
Auf die freien Felder zu reiten,
Auf die grünen Wiesen zu sprengen.

Dann erst darf er die Eltern und der Reihe nach auch die Verwandten und Gäste um den Segen bitten, der ihm mit einem Heiligenbilde erteilt wird.

Im Hause der Braut harrt man indessen unter großer Spannung des kommenden Bräutigams. Gleichwohl wird die Vorstellung der Angst vor dem Eindringling aufrecht erhalten:

Was ist der Staub auf dem Felde, Mutter?
Was ist der Staub auf dem Felde, Herrin? —
  Mein Kindchen, die Pferde spielen,
  Meine Liebe, die Pferde spielen. —
Es fahren Gäste zu Hofe, Mutter,
Es fahren Gäste zu Hofe, Herrin!
  Sei ruhig, Kindchen, ich laß dich nicht.
  Sei ruhig, Liebe, ich laß dich nicht.
Die Gäste kommen zur Treppe, Mutter,
Die Gäste kommen zur Treppe, Herrin!
  Sei ruhig, Kindchen, ich laß dich nicht,
  Sei ruhig, Liebe, ich laß dich nicht. —
Sie kommen ins neue Stübchen, Mutter,
Sie kommen ins neue Stübchen, Herrin!
  Sei ruhig, Kindchen, ich laß dich nicht,
  Sei ruhig, Liebe, ich laß dich nicht! —
Sie setzen sich, Mutter, zum Eichentisch,
Sie setzen sich, Herrin, zum Eichentisch!
  Sei ruhig, Kindchen, ich laß dich nicht,
  Sei ruhig, Liebe, ich laß dich nicht! —
Sie nehmen das Bild von der Wand, o Mutter,
Sie nehmen das Bild von der Wand, o Herrin! —
  Sei ruhig, Kindchen, ich laß dich nicht,
  Sei ruhig, Liebe, ich laß dich nicht! —
Mit dem Bilde segnen sie mich, o Mutter,
Mit dem Bilde segnen sie mich, o Herrin! —
  O Kindchen, mit dir sei Gott der Herr,
  O Liebe, mit dir sei Gott der Herr!

Dem Abgesandten oder „Freundchen“ (Družka) des Verlobten wird nicht ohne weiteres geöffnet und er muß sich wiederum zu einem Tribut an die Freundinnen verstehen; er muß — wie es da und dort direkt gesagt wird — die Braut kaufen. Und trotz des geforderten und erlegten Kaufpreises wird das Mädchen doch wieder versteckt, wenn nun der Bräutigam kommt. Mit neuen Opfern, zumal mit Getränk, das er dem Vater der Braut anbietet, gelangt er zum Ziele, worauf diese zu jammern beginnt:

Was sind das für Gäste, was sind das für Freunde?
Mich hat vertrunken mein eigenes Väterchen
Für ein einzig Glas berauschenden Bieres,
Für ein einzig Gläschen des grünen Weines;

Mich hat vergessen mein eigener Vater,
Er hat mich verkauft an fremde Leute,
An fremde Leute, an unbekannte!
Wie werde ich nun in Zukunft leben?
Wie wird man mich nun von hinnen senden
Zu fremdem Vater, zu fremder Mutter?
Der fremde Vater, die fremde Mutter,
Sie wissen nicht, was ich bedarf (?):
Am Abend schickt man mich spät zu Bette,
Am frühen Morgen weckt man mich schon:
Steh auf! du Kind, du ungeliebtes,
Du ungeliebtes, nicht eigenes Kind,
Das wir nicht geboren, nicht erzogen!
Geh' hin und mache dich an die Arbeit! —
Doch die Arbeit geht über meine Kräfte,
Und ich benetze mich, junges Blut
Mit meinen bitteren Tränen.

(Schein, aus Twer.)

Sobald die Braut zur Fahrt bereit ist, wozu auch gehört, daß ihr zum Zeichen künftigen Wohlergehens Geld in die Schuhe gelegt worden, begibt sich die Gesellschaft unter Vorantragung der Heiligenbilder, mit denen das Paar im Hause der Braut nochmals gemeinsam gesegnet worden, nach der Kirche. Oft bleiben die Mutter, die Freundinnen, entferntere Verwandte im Hause zurück und geben in Klageliedern ihren Gefühlen Ausdruck, daß die liebe Tochter, die teure Freundin nun das Elternhaus verlasse, um in die Fremde zu ziehen, wo nur Schweres ihrer zu warten scheint.

So ängstlich der Volksbrauch — und zwar je nach der Gegend sehr verschieden — feststellt, wer am Zuge zur Kirche teilnehmen dürfe und welche Reihenfolge von den Gästen zu beobachten sei, so wenig scheint er den Akt der Eheschließung selbst mit eigenen Zeremonien und Liedern zu begleiten. Zunächst hat der Vertreter des Bräutigams, das „Freundchen“, ins Haus der Braut zurückzueilen und dort für erwiesene Gastfreundschaft zu danken, wohl auch die Hausfrau nochmals zu beschenken, und dann muß er dafür sorgen, daß die Mitgift fortgeschafft wird; denn diese soll im Hause des Bräutigams sein, bevor der Zug aus der Kirche zurückkehrt. Die Mädchen, die als Sängerinnen den Jungferntag und die erste Hälfte des Hochzeitstages verschönert haben, treten nun zum letzten Male auf; denn zum festlichen Male im Hause des Bräutigams werden sie nur einzeln zugelassen, sofern sie nahe Verwandte sind. Bei der Verladung der Mitgift aber klagen sie über den Verlust, den der Brautvater (im nachfolgenden Liede: Iwan Michailovitsch) erleidet und schildern die Freude des künftigen Schwiegervaters (Iwan Vasiljevitsch) über die reichen Gaben:

Es trat aus und floß über
Auf den Wiesen das Wasser,
Das Wasser im Frühling. —
Bei Iwan Michailovitsch
Geschah, ach, ein Unglück.
Ohne Wind, ohne Wirbel
Hat das Thor sich geöffnet,
Drei Schiffe segelten ab:
Im ersten Schiff war Gold,
Reines Silber im andern,
Ein schönes Mädchen im dritten.
Mir ist es nicht leid um das Gold,
Nicht leid um das reine Silber,
Leid ist es mir um das Mädchen,
Um Nadežda Iwanovna,
Meine leibliche Tochter.

Was war für Freude
Bei Iwan Vasiljewitsch!
Ohne Wind, ohne Wirbel
Hat das Thor sich geöffnet.
Drei Schiffe segelten an:
Im ersten Schiffe war Gold,
Reines Silber im andern,
Ein schönes Mädchen im dritten.
Mir ist nicht teuer das Gold,
Nicht teuer das reine Silber,
Mir ist teuer das Mädchen,
Nadežda Iwanovna,
Meine künftige Tochter.

Mit der Rückkehr des Paares zum festlichen Gelage treten verheiratete Frauen als Sängerinnen auf; unter ihnen ist eine, die den Titel einer „streuenden Schwester" (Posypalnaja sestra) führt, weil sie hinter dem Brautpaare Hopfen und Körner streut. Ursprünglich wurden diese Gaben, und wohl noch Münzen dazu, über das Paar ausgestreut: „Vom Korn, da komme ein gutes Leben, vom Hopfen, da komme ein heiterer Sinn," heißt es in dem begleitenden Liede. Die junge Frau trägt nun die Haare in zwei Zöpfen, wie man sie ihr in der Vorhalle der Kirche geflochten, und darüber die Haube, die vorher eingesegnet worden. Schon hiedurch wird angedeutet, daß sie nun keinen freien Willen mehr habe; noch kräftiger aber wird das bestätigt durch drei — allerdings sanfte — Peitschenhiebe, die der junge Gatte der Frau in Gegenwart der Gäste gibt. Mit Brot und Salz wird das Paar beim Eintritte empfangen und dann setzt man sich zum Essen und Trinken:

„Wie ein Seidenfädchen an der Mauer klebt,
So hat Iwan die Avdotja sich ans Herz gedrückt:
„Sage mir Avdotja, sage mir Michailovna,
Wer ist dir, mein Leben, jetzt am meisten lieb?" —
„„Herzlich lieb ist mir mein eigen Väterchen,
Lieb mein Väterchen, mein eigen Mütterchen."" —
„Wahrheit sagst du nicht und nicht vernünft'ge Rede. —
Wie ein Seidenfädchen an der Mauer klebt" ꝛc.

wiederholt der Chor, worauf die junge Frau erst noch andere Verwandte nennt und endlich gesteht: „„Lieb ist mir und über alles lieb, lieb ist mir mein vielgeliebter Freund,"" was von den Sängerinnen mit dem Rufe bestätigt wird: „Wahrheit sprichst du nun, Avdotja, Wahrheit sprichst du und vernünft'ge Rede." — Nur gönnt man den jungen Eheleuten wenig Ruhe; denn sie haben die Gäste zu bedienen, unter denen überdies die boshafte Sitte besteht, daß sie beim

Trinken nur zu sagen brauchen, „es schmeckt bitter," worauf die Neuvermählten sich in Gegenwart Aller küssen müssen, was am Feste von jedem Gaste provoziert und wohl nachher bei Besuchen noch häufig praktiziert wird.

Die von den Frauen gesungenen Lieder enthalten fast ausschließlich das Lob des neuen Paares, der Eltern, der Gäste; sie werden kurzweg Preislieder genannt, sind ziemlich gleich in ihrem Inhalte und bringen nur selten neue Vorstellungen, wie z. B. diejenige des Neides eines weniger glücklichen Gastes im folgenden Liede (Schein S. 444, aus Tula):

Auf der Wiese, der Wiese, der grünenden Wiese
Ging ein Tauber, ein blauer, mitsamt seinem Täubchen.
Hatt' ein goldenes Köpfchen der Tauber, der blaue,
Hatt' ein silbernes Köpfchen das Täubchen.
Alexei Iwanovitsch hat auch ein Weibchen,
Ein junges Weibchen, eine würdige Herrin!
Es beneideten ihn seine vielen Gefährten:
„Wenn meine Frau, Brüderchen, wäre wie diese,
Nicht würd' ich sie schlagen, ich würd' sie nicht schelten,
Ich kaufte ihr Schmucke, und weiße und rote,
Und würd' ihr befehlen, damit sich zu schmücken.
O schmücke dich weiß, du mein herziges Lieb,
O schmücke dich rot, meine Seele du!
Dann wirst du sein herrlich und schön.
Ich würde im Sommer, dich würd' ich im Sommer
Im Wägelchen fahren dahin,
Im bunten Schlitten, im bunten Schlitten
Im Winter dich fahren einher,
Dich fahren mit Pferden und stattlichen Kutschen,
Mit Pferden, mit Pferden wie Raben so schwarz.
Die Kutscher, die jungen, mit seidenen Peitschen,
Sie fahren, sie jagen, sie singen dazu,
Sie fahren dahin mit der jungen Frau.

Übrigens wird wohl auch der herzlichen Liebe des Paares gedacht; so heißt es in einem Gesange, der ebenfalls aus dem Gouvernement Tula stammt (Schein S. 447):

Sie küßten sich, sie herzten sich,
Er drückte sie fest an seine Brust:
O du, meine Freundin, meine Welt, Maria!
Du meine Freude, Vasiljevna!
Du hast mich alt gemacht,
Du hast mir die Sinne geraubt;
Vater und Mutter hast du vergessen,
Mich jungen Burschen hast du geliebt,
In dein hohes Haus hast du mich geführt...
Du, meine Maria, du junge.

Der junge Ehemann wird meist als heller Falke gepriesen; er sieht frisch aus wie die Himbeere; um das frischrote Gesicht schmiegen sich die braunen Locken; die Braut ist fast immer nur das weiße Schwänchen. Recht komisch erscheint uns das Lob auf den Brautvater:

Wir singen ein Lied, dir
Zu Ehren, zum Preise; —
Wie weißer Käse
Daliegt auf der Schüssel,
Und wie ein Stück Zucker
Erglänzt auf dem Teller,
Wie blühender Mohn
Im grünenden Felde,
So sitzet bei Tische
Der Brautvater hier.

Derben Scherzen ist das „Freundchen" ausgesetzt, das doch als Stellvertreter des Bräutigams, als Zeremonienmeister und Spaßmacher so viele Dienste hat leisten müssen. Und nicht glimpflicher wird mit der Vermittlerin (der Svacha) verfahren. Getanzt wird zunächst nur einzeln oder von wenigen Paaren; erst wenn sich die Neuvermählten in das absichtlich nicht ausgestattete, öde Brautgemach zurückgezogen haben, beginnt in der inzwischen munter gewordenen Hochzeitsgesellschaft Tanz und lärmendes Treiben, die die ganze Nacht ausfüllen. Derb und roh sind die überlieferten Epithalamien. — Am Morgen wird das Paar durch das Zerschlagen von Gefäßen und Töpfen vor dem Schlafgemache geweckt; die Beiden treten heraus, und nach teilweise recht abstoßenden Zeremonien geht man zum Festmahle des dritten Tages, zum „fürstlichen Essen" über. Denn jetzt sitzt der junge Ehemann mit seiner Frau als Fürst und Fürstin obenan, Geldgeschenke werden ihnen dargebracht, kleine Gegengaben werden den Gästen gereicht, und damit schließt das Hochzeitsfest.

Auffallend ist, wie trotz mancher Verschiedenheiten sich diese Sitten im weiten russischen Reiche in ähnlicher Art bis in die Neuzeit erhalten haben, und wie nach dem Zeugnisse der zuverlässigsten Kenner auch heute noch der Born der Hochzeitslieder reichlich fließt.

* * *

Daß im russischen Volke aber auch wirkliche poetische Gestaltungskraft fortlebt, zeigt sich besonders in den Klageliedern. Viel Mannigfaltigkeit wird man billigerweise von ihnen nicht erwarten; aber die Tiefe der Gefühle findet doch immer neue Wege, sich auszudrücken. Auch für die Klagelieder wie für das erzählende Volkslied ist der Norden, die Umgebung des Onegasees insbesondere, die Heimat, obgleich wir schon aus dem elften Jahrhundert, einer Zeit, da die Ufer des Onega sicher noch nicht besiedelt weren, Zeugnisse dafür besitzen, wie Angehörige und Freunde gleich nach dem Eintreten eines Todesfalles erschienen und ihre Klage anstimmten. Wohl treten heute Klageweiber an die Stelle der Angehörigen, aber Leute, die mehr aus Gefälligkeit und Mitleid die Rolle übernehmen, als aus gewinnsüchtigen Motiven.

Ein Bauer ist gestorben. Als Erste beginnt die Witwe, oder für sie ein Klageweib, zu singen: Es hat sich die rote Sonne hinter hohen Bergen verborgen, hinter dichten Wäldern und wandernden Wolken, hinter den östlichen Sternen. Sie verläßt mich Ärmste, die ich allein mit meiner Kinderschar bleibe. — Sie klagt sich an, daß sie den Tod ins Haus eingelassen; hätte sie ihn gesehen, so würde sie ihn gebeten haben, lieber einen andern als den teuern Vater aus der Wohnung zu holen. Dann klagt sie sich an, daß sie kein Bild habe machen lassen, um später den Kindern den Vater zu zeigen; und endlich wirft sie sich auf die Knie und fleht die Freunde und Nachbarn an, sie in ihrer Not nicht zu verlassen. — Nun fällt die Nachbarin, die schon früher Witwe geworden, ein, spricht von der schweren Sorge, die einem verlassenen Weibe die Erziehung der Kinder bereite, und ist nun unglücklich, daß sie dem verstorbenen Nachbarn keinen Brief gegeben hat, in dem sie ihrem Gatten ihr ganzes Elend darstellen könnte.

Nach dem Totenamte dankt die Witwe dem Priester für seine Gebete und stimmt eine neue Klage an. Auf dem Kirchhofe wirft sie sich jammernd auf den Grabhügel; ach, sie hat vergessen, ihren Gatten zu fragen, wann und wie sie ihn erwarten dürfe; ob er um Mitternacht komme, wenn der helle Mond, oder um Mittag, wenn die rote Sonne scheine, am frühen Morgen oder spät am Abend? Soll es in der Nacht sein, so wird sie Alles zu seinem Besuche bereiten, ihre Kinder einlullen und selbst, hinter dem Fenster sitzend, seiner harren. „Ob du als grauer Hase aus dem Busche, oder als Hermelin hinter einem Steine hervorkommst, ich werde keine Angst haben, sondern dich auf der Treppe empfangen, dir das Vorhaus öffnen: komm nur nach alter Weise, wie du es gewohnt warst, sei hier wieder Hausvater und Oberhaupt." — Und plötzlich fällt der Klagenden — und das ist bei fast allen Liedern dieser Art so — ein, daß die Toten nicht wiederkehren: Nein, das ist noch nie in der Welt geschehen, daß die Toten vom Kirchhofe zurückkehren (Barsov 1, 1–44).

Am Tage nach dem Begräbnis geht die Witwe oder Mutter wieder hinaus, um eine neue Klage anzustimmen. Sie hat einen schönen Traum gehabt und den Toten wieder gesehen, ihm ist sie gefolgt, aber anstatt zu fröhlichem Feste — hinaus auf den Kirchhof. Da fleht sie in ihrem Unglück zu Gott:

Laß wehen die Winde, die heftigen,
Über dem Grabe des Verstorbenen!
Sie mögen wegtragen die Steine, die weißen,
Wegwehen vom Grabe den gelben Sand,
Die Mutter, die feuchte Erde, sie möge sich öffnen,
Sie zeige den Sarg aus weißem Eichenholz!
Es falte sich auf, das dünne, weiße Leinentuch,
Es werde sichtbar der Körper, der seelenlose!
Schicke, Gott, deine Engel und Erzengel,
Daß sie blasen mit den goldenen Posaunen,
Daß sie den rettenden Atem wieder bringen!

Lege, Herr, die Seele in die weiße Brust,
Gib die Sehkraft seinen scharfen Augen!
Verstand und Einsicht gib dem kühnen Köpfchen,
Die Zunge, zu sprechen, lege ihm in den süßen Mund,
Die Kraft gib ihm in die behenden Füßchen,
Stärke lege ihm in seine breiten Schulterchen,
Gewandtheit laß einzieh'n in seine weißen Händchen.

(Barsov 1,28.)

Ganz ergreifend sind die Bilder, die sich eine Mutter von der Rückkehr ihres verstorbenen Sohnes macht, wie sie ihn liebkosen, ihn ans Herz drücken, ihm tief in die Augen schauen will. Dann soll er wieder hinausfahren mit dem schnellen Schlitten, oder auf dem Pferde reiten — und die Burschen und Mädchen werden ihn begrüßen, die Mutter aber wird stolz sein, ihn unter ihnen zu sehen.

Freilich wissen die Trauernden auch, daß allzu heftiges Weinen die Ruhe der Abgeschiedenen stören kann; und schon im 17. Jahrhundert erzählt ein russischer Prediger (Barsov I, S. VIII): Eine Frau, die ihren Sohn verloren hatte, beweinte ihn so lange, daß sie darüber fast den Verstand verlor, und schließlich nach heftigem Klagen hatte sie eine Erscheinung: es gingen zwei längst verstorbene, ihr wohlbekannte Jünglinge zufrieden und fröhlich dahin, und hinter ihnen schleppte sich ganz traurig und niedergeschlagen ihr verstorbener Sohn. „Warum, mein lieber Sohn", rief sie ihm zu, „bist du so traurig und gehst allein?" Der Sohn aber wies auf seine schweren Kleider, die ganz feucht waren und ihm nicht zu gehen erlaubten. „Liebe Mutter," sagte er darauf, „das sind deine Tränen, die du über alles Maaß vergießest".

In den Klagen um Angehörige, die durch Unglücksfälle hingerafft worden sind, nimmt die Schilderung der besonderen Umstände, unter denen der Tod an sie herangetreten ist, einen breiteren Raum ein. Eine Tochter hat Vater und Bruder während eines heftigen Sturmes auf dem Onegasee verloren (Barsov 1,252 ff.) und sieht die Ursache des großen Mißgeschickes in ihrem Mangel an Gottesfurcht:

Zur Fahrt waren wir bereit auf dem berühmten Onega
Mit leckem, schlechtem Boote,
Von den Nachbarn nahmen wir nicht Abschied,
Flehten nicht zu unserm güt'gen Gotte,
Brannten keine Kerzen auf dem Altar
... Plötzlich nun zu unserm großen Unheil,
— Denn das war jetzt unser hartes Schicksal
Für die große, schwere Sünde
Nach des Herrn göttlichem Befehle, —
Stiegen schwarze Wolken auf am Himmel,
Ein gewaltig großer Berg erhob sich,
Still und ohne Regen war die Masse:

Und ein ungeheurer Sturm erbrauste,
Plötzlich wehten all die heft'gen Winde...
Auf dem blauen Meere stieg das Wasser...
Und der Mast von Eichenholz zerbrach uns...
Unser Schiffchen war ein Spiel der Wellen,
Aus den Händen fielen uns die Ruder usw.
Es ertrank der Vater mit dem Kinde,
Mit dem jungen, unerwachs'nen Sohne;
Und zurück blieb ich, die arme Tochter.
Auf dem Meere trieben mich die Wellen
Während dreier Tage, dreier Nächte,
Und mit Tränen sprach ich die Gebete
Traurig zu der reinen Gottesmutter:
„Rette mich, du Königin des Himmels,
Heil'ger Nikolaus, du mächtiger, sei mit mir!"

Sie wird nicht erhört. Verzweifelnd stellt sie sich ihren eigenen Untergang vor und weiß, daß nur ihrer Sünde wegen Alles über sie gekommen. Da schlägt sie das Kreuz, verneigt sich tief nach allen vier Himmelsrichtungen und fleht inbrünstig Alle um Verzeihung, denen sie jemals ein Unrecht getan. Dann will sie nur noch ein einziges Wörtchen sagen, ein kleines Gebetchen zu Jesus; ihm verspricht sie, fleißig zur Kirche zu gehen an allen Sonn- und Festtagen, morgens und abends; arbeiten will sie und allem eiteln Treiben entsagen. — Und in der Tat kommt Rettung vom Lande; junge Männer bringen sie ans Ufer, wo sie nochmals umständlich erzählen muß, wie es ihr ergangen. Am schwersten aber wird es der Armen, wie sie der Mutter das furchtbare Unglück verkünden muß.

Auch die Klage einer Schwester um zwei Brüder, die der Onegasee verschlungen, enthält viel Schönes. Namentlich bildet die Erzählung der glücklichen Jugendzeit der Geschwister einen ergreifenden Gegensatz zur Darstellung des schweren Schicksales.

Im Klageliede um einen vom Blitze erschlagenen Mann (Barsov 1,245 ff.) — eine Nachbarin erzählt es ihrer Umgebung — ist die Gestalt des Elias gewaltig gezeichnet. Er hat den Bauern gesehen, der am Sonntagmorgen aufs Feld gegangen ist statt in die Kirche, und Gott zeigt er an, daß er die Missetat strafen werde: „Ich werde diese Gesetzlosigkeit nicht dulden; es geht der Bauer da nicht in die Kirche, betet nicht zu Gott, rettet seine Seele nicht, beichtet dem Popen seine schweren Sünden nicht." Gott läßt dem Elias volle Freiheit zu tun, was er für gut finde. Nun hören wir von dem prächtigen Frühsommer, von der herrlichen Pfingstzeit, von der Freude der ganzen Natur; aber der Bauer in seiner Gottlosigkeit denkt nur an sich, darum muß er gestraft werden. Erst feierliche, dann unheimliche Stille; eine Wolke erhebt sich, Furcht kommt über Alle; selbst die Fische im blauen Meere ängstigen sich, die feuchte Mutter Erde erbebt beim Rollen des Donners, und mit sicherm Strahle, mit scharfem Pfeile

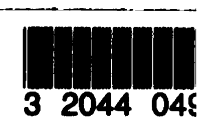
trifft Elias den Gesetzesübertreter in die weiße Brust. — Schonender und mit Worten des Trostes wendet sich die Erzählerin an die Witwe des Unglücklichen, der sie ihr herzliches Mitleid ausspricht.

Klagen anderer Art, oft nicht weniger tiefgehend, sind es, die von Eltern oder Geschwistern angestimmt werden, wenn der Sohn als Soldat in die weite Ferne ziehen muß. Neben dem Verheirateten steht die junge Frau mit dem Kindchen auf dem Arme und dem kleinen Knaben an der Hand (Barsov II, 87 ff.); sie fleht den Scheidenden an, ihr doch ein Briefchen, nur ein kleines, zu schreiben aus dem fernen, fremden Lande. Er spricht ihr Mut zu; denn ihn rufe die Pflicht, das Gesetz. Sollte er aber nicht wiederkehren, so möge sie lieben Nachbarn vertrauen, die ihr helfen werden. Alles sagt die Verlassene zu, versichert aber, sie werde täglich mit den Kleinen hinausgehen, um zu schauen, ob nicht in der Ferne Staub sich erhebe, ob nicht der Vater doch wieder zurückkehre.

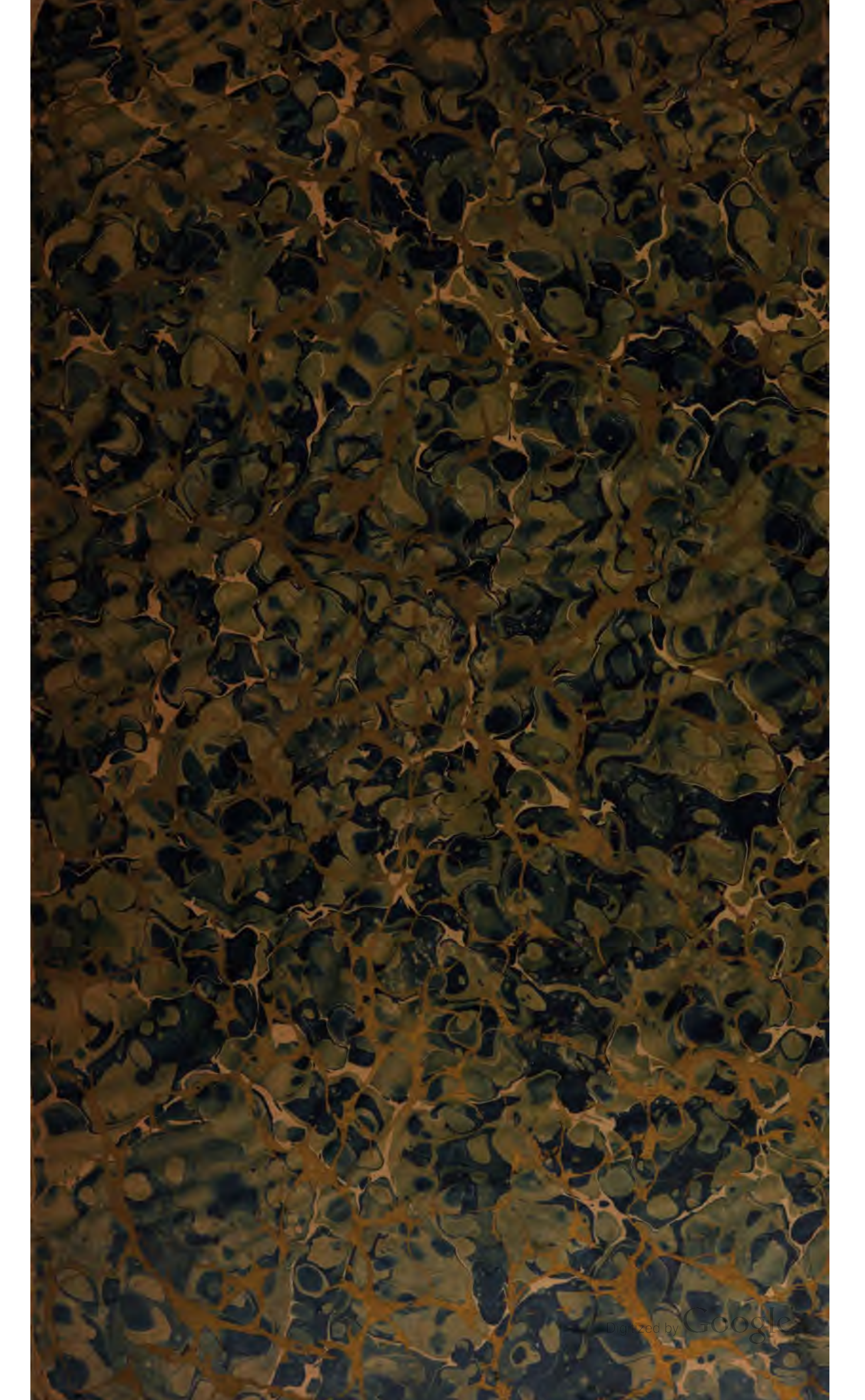
Und wie viele Tausende mögen heute umsonst hinausgehen und vergeblich auf die Heimkehr der Geliebten warten! Kein Staub erhebt sich auf dem fernen Wege, und niemals kommt ein Briefchen aus dem fremden Lande!

XXXIV.	1871.	(J. K. Meyer: 1807—1881)	Die Aerzte Zürich's. I.
XXXV.	1872.	(derselbe)	dasselbe. II.
XXXVI.	1873.	(F. von Wyß: n. 1818)	J. C. Escher, Bürgermeister, † 1762.
XXXVII.	1874.	(R. Wolf: 1816—1893)	J. Wolf, C. Wolf, J. Wolf, Theologen († 1572, † 1810, † 1839).
XXXVIII.	1875.	(G. Meyer von Knonau: n. 1843)	Aus einer zürcherischen Familienchronik (Meyer von Knonau). I.
XXXIX.	1876.	(derselbe)	dasselbe. II.
XL.	1877.	(H. Spöndly: 1824—1898)	Die Volkskrankheiten.
XLI.	1878.	(G. Finsler: 1819—1899)	Zürich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. I.
XLII.	1879.	(derselbe)	dasselbe. II.
XLIII.	1880.	(derselbe)	dasselbe. III.
XLIV.	1881.	(K. Rahn: n. 1828)	Eduard Jenner, Entdecker der Schutzblattern.
XLV.	1882.	(L. Tobler: 1818—1892)	H. Escher, Professor der Geschichte, † 1860. I.
XLVI.	1883.	(derselbe)	dasselbe. II.
XLVII.	1884.	(P. Hirzel: n. 1831)	G. Eberhard, Sekundarlehrer, † 1880.
XLVIII.	1885.	(F. Horner: 1831—1886)	Ueber Brillen aus alter und neuer Zeit.
XLIX.	1886.	(J. Frick: n. 1829)	J. H. Landolt, Stadtrath, † 1885.
L.	1887.	(J. K. Escher: n. 1833)	Die Waffenübungen der Zürcher Jugend.
LI.	1888.	(G. Meyer von Knonau)	Die Zürcher Neujahrsblätter 1801—1887. — J. Horner, Oberbibliothekar, † 1886.
LII.	1889.	(J. R. Rahn: n. 1841)	Die Schweizer Städte im Mittelalter.
LIII.	1890.	(J. Wirz: n. 1842)	Briefe J. K. Orelli's aus dem 20. Lebensjahr. — Th. Hug, Professor der Philologie, † 1889.
LIV.	1891.	(derselbe)	Briefe J. K. Orelli's aus dem 20. Lebensjahr. — A. H. Wirz, Pfarrer an der französischen Kirche, † 1834.
LV.	1892.	(H. von Wyß: 1847—1901)	J. K. Meyer-Hoffmeister, Arzt, † 1881.
LVI.	1893.	(W. von Muralt: n. 1845)	L. von Muralt, Arzt, † 1891.
LVII.	1894.	(P. Schweizer: n. 1852)	Geschichte des Zürcher Staatsarchivs.
LVIII.	1895.	(G. Meyer von Knonau)	G. von Wyß, Professor der Geschichte, † 1893. I.
LIX.	1896.	(derselbe)	dasselbe. II.
LX.	1897.	(G. R. Zimmermann: 1825—1900)	H. R. Zimmermann, Pfarrer, † 1867.
LXI.	1898.	(G. Finsler: n. 1852)	Lavaters Beziehungen zu Paris in den Revolutionsjahren 1789—1795.
LXII.	1899.	(K. Furrer: n. 1838)	Ein Jerusalem- und Sinaipilger aus Zürich im 15. Jahrhundert, der Predigermönch Felix Schmid.
LXIII.	1900.	(C. Walder: n. 1851)	H. Zeller-Horner, Erforscher und Darsteller der Schweizer Gebirgswelt, † 1897.
LXIV.	1901.	(P. Usteri: n. 1853)	M. Römer, Stadtpräsident, † 1895.
LXV.	1902.	(A. Schweizer: 1843—1902)	Eine Studie zur Schlacht bei Sempach 9. Juli 1386.
LXVI.	1903.	(G. von Schultheß-Rechberg: n. 1852)	Frau Barbara Schultheß zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Göthes, † 1818.
LXVII.	1904.	(C. Keller-Escher: n. 1851)	Das Steuerwesen der Stadt Zürich im XIII., XIV. und XV. Jahrhundert.
LXVIII.	1905.	(Jakob Escher-Bürkli: n. 1864)	Lebensbild von Dr. Arnold Bürkli-Ziegler, † 1894.
LXIX.	1906.	(Theodor Vetter: n. 1853)	Über russische Volkslieder.

Die hier genannten Neujahrsblätter sind durch die Buchhandlung Fäsi & Beer (Zürich) zu beziehen, die[illegible] vor 1881 zum Preise von Fr. 1.—, die späteren zum Preise von Fr. 2.40, außer der Biographie von [illegible] Wyß (1895 und 1896), die in Buchausgabe (Fr. 6.50) in allen Buchhandlungen bezogen werden kann.


3 2044 04




Digitized by Google